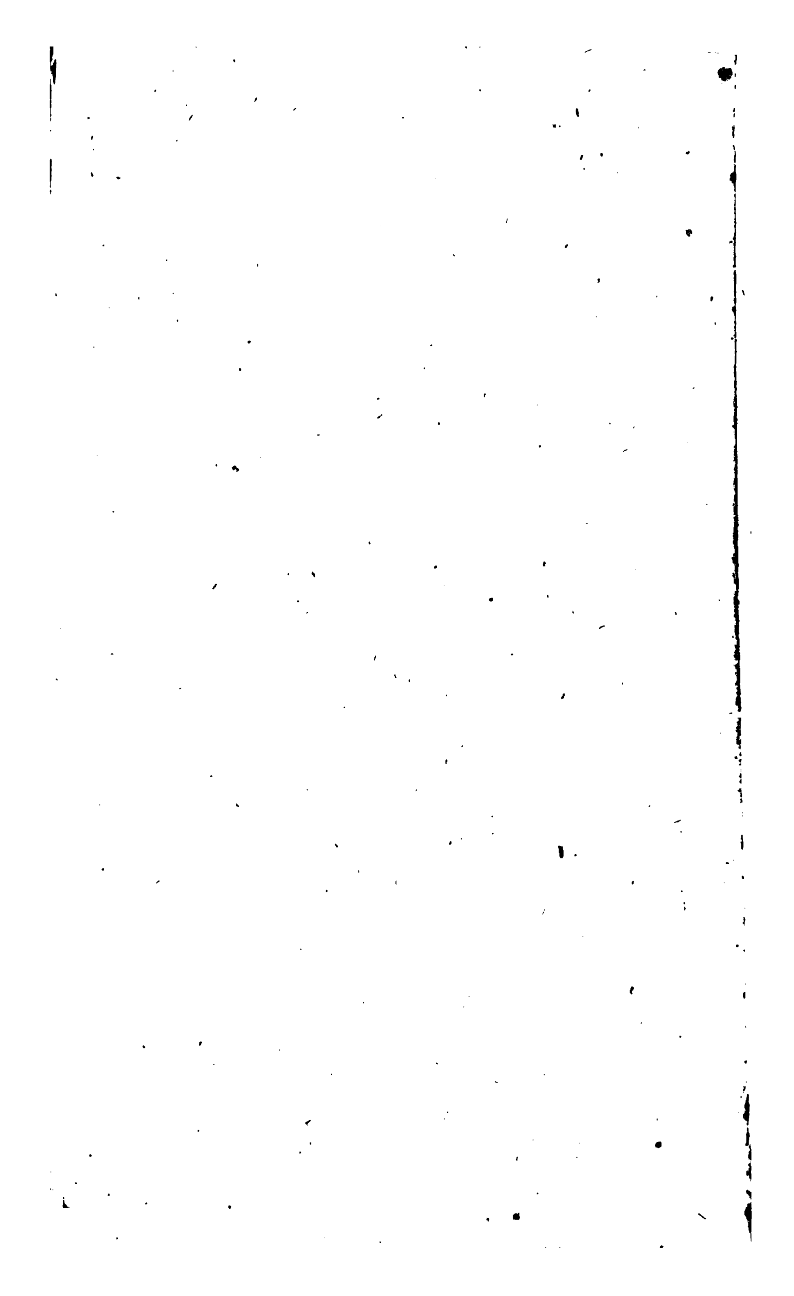


Denksprüche

durch

Beyspiele und Erzählungen

erläutert

für die Jugend.

Von

J. J. Gabriel.



Zweyte Auflage.

Grätz,

gedruckt und verlegt bey Joh. Andr. Kienreich

1800.


Tetschner Bibliothek



Vorrede.

Die Absicht dieses Büchleins ist keine andere, als euch, meine Schüler! ein neues Geschenk zur Belohnung und Aufmunterung eures Fleißes zu bringen. Ich wählte dieß Mahl jene Denksprüche, von denen ich euch durch dieses Jahr einen in jeder Woche an die Tafel schrieb, und darauf eine Erzählung beyfügte. Eure stille Aufmerksamkeit dabey ließ mich hoffen, daß ihr selbe nicht umsonst werdet angehöret haben;



Inhalt.

XI.

Inhalt.

XXIV.

Inhalt.

Seite.

XXXVII.

Inhalt.



I.

Fang an mit Gott: mit Gott hör auf! Dieß ist der schönste Lebenslauf.

In einem kleinen Dorfe brachte ein redlicher Bauersmann, Stephan mit Nahmen, sein mühvolles Leben bis auf achtzig Jahre. Da nahmen aber seine Kräfte zusehens ab, und er mußte fast beständig das Bette hüthen.

Einst an einem Sonntage auf den Abend, da er wohl sah, daß sein Ende nicht weit entfert seyn konnte, ließ er alle seine Kinder — fünf waren noch beym Leben — zu sich vor das Bette rufen. Die Kinder kamen, und wein-

ten laut, daß sie ihren lieben Vater verlieren sollten. Der Herr, dem das Dorf zugehörte, ging eben bey ihrem Hause vorbey; er hörte weinen, und ging hinein, um zu sehen, was es wäre. Auch von den Nachbarsleuten liefen viele herbey, den frommen Greisen sterben zu sehen.

Stephan sah alle Gegenwärtige ruhig und heiter an. Dann heftete er seine Augen auf seine bestürzten Kinder. Er richtete sich im Bette, so gut er konnte, auf, und sagte zu ihnen: „Kinder! weint nicht; ich sterbe gern. Der Abend meines Lebens ist nun angebrochen; ich gehe jetzt zu Gott hin, voll guter Hoffnung. Ich habe mich immer beflissen, rechtschaffen zu handeln, und zu thun, was Pflicht und Schuldigkeit ist. Ich habe in meinem Leben wenig gute Stunden genossen — habe vieles ausstehen müssen: doch war dieß immer mein Trost: „Der Mensch soll nur thun, was recht ist; Gott wird schon alles recht machen.“ Freylich wünscht und trachtet ein jeder, daß es ihm wohl ergehe: aber wahrlich auf dieser Welt geht es den guten Menschen nicht alle Mahl am besten; ja gerade die besten Menschen müssen oft das meiste leiden. Ich habe es oft genug gesehen, und wohl auch selbst erfahren.

Aber

Aber dort in jener Welt wird's desto besser gehen. Einmahl in diesem Leben erreicht der Mensch sein Ziel und Ende nicht: es muß also noch ein anderes Lebens — es muß ein Allwissender, ein gerechter Belohner des Guten seyn. Ich gehe nun hin, auch meinen Lohn zu empfangen. „Meine Kinder, seyd fromm! lebet so, daß ihr euch auf jenes künftige bessere Leben freuen könnt.“ Da sank er ins Bette zurück. — „Kinder! weinet nicht, sagte er noch einmahl mit gebrochener Stimme, ich sterbe gern in der sichern Hoffnung“ — Da starb er.

Die Kinder gaben in ihrer großen Bestürzung nicht genug auf die letzten Worte ihres Vaters Acht, und weinten so laut, daß man ihn kaum genug verstehen konnte. Auch der Herr des Dorfes wurde bey diesem Auftritte sehr gerührt; aber noch mehr Eindruck machten auf ihn diese Worte des Sterbenden: „Es muß ein anders Leben — es muß ein Allwissender, gerechter Belohner des Guten seyn.“ Wahrhaftig, sagte er, wer so einem Menschen sterben sieht, der kann unmöglich daran zweifeln, was uns der Glaube lehrt: Es ist ein Gott; die Seele des Menschen ist unsterblich; es gibt ein

 künf-

künftiges Leben, wo jedem vergolten wird, wie ers verdienet hat.

Den Frommen schrecket nicht der Tod;
Sein Tagewerk ist aus;
Nun ruft ihn der gerechte Gott
Zu seinem Lohn nach Haus.

II.

Die Arbeit mit Gott verbinden,
Die werden Gottes Segen finden.

Diesen vortrefflichen Denkspruch hatte Meister Siegfried in seinem Hause an der Thüre seines Arbeitzimmers mit großen Buchstaben anschreiben lassen. Des Morgens versammelte er sich mit seiner Frau und Kindern, sprach ein Gebeth aus dem Herzen laut zu Gott, sang mit ihnen ein Paar Verse aus einem schönen Liede, und dann wurde ein jedes an sein Geschäfte gewiesen. In seinem Hause arbeitete alles emsig, wie die fleißigen Bienen. Zu rechter Zeit ging er zu Tische, und gemeiniglich wurde durch ein heiteres und fröhliches Gespräch die Mahlzeit noch schmackhafter gemacht. Kinder, sagte manch Mahl der

Va-

Vater, vergeßt nur den lieben Gott nicht, da wird er euch auch nicht vergessen. Ohne Gottes Segen kömmt der Mensch nicht in der Welt fort. Aber freylich muß man auch die Hände nicht in den Schooß legen, sondern man muß die Kräfte, die uns Gott gegeben hat, gebrauchen. Nun wurde noch ein Stündchen ausgeruht, und geplaudert, dann ging ein jedes wieder an seine Arbeit.

Der Abend wurde wieder mit Gesang und Gebeth beschlossen. Wenn eins seiner Kinder einen Fehler gemacht hatte, so bath er es, ihn doch ja nicht wieder zu thun, weil es sich sonst unglücklich mache. Zugleich erinnerte er es, den lieben Gott um Vergebung des Fehlers zu bitten, damit es ruhig schlafen könne.

Des Sonntags besuchte er den Gottesdienst mit allen seinen Kindern. Nachmittag nach der Christenlehre führte er sie aufs Feld, wenn das Wetter nur etwas erleidlich war, unterhielt sich mit ihnen von der Christenlehre und andern Sachen, je nachdem das Gespräch darauf kam. Da ging bey Meister Siegfried alles gut. Seine Arbeit segnete der liebe Gott, er wurde immer wohlhabender, und erlebte große Freude an seinen Kinder.

III.

III.

Die Hülfe kommt zur Zeit der Noth; Thu', was du kannst, und trau' auf Gott!

Marianne hatte oft und recht eifrig zu Gott gebethet, daß er doch ihre Aeltern möchte lang leben lassen. Aber doch ist schon in ihrem eilften Jahr ihr armer Vater gestorben: ihre Mutter hat sie noch früher verloren. Oft hatte das gute Kind bey dem Bette des kranken Vaters bittere Thränen geweint. Der Vater hat es allzeit mit diesen Worten zu trösten gesucht: „Mein Kind! sey fromm und fleißig, und vertrau auf Gott, er wird gewiß dein Vater seyn!"

Marianne war fromm und arbeitsam. Sie fand also gute Leute, die sie zu geringeren Arbeiten nahmen, und ihr dafür Kost und Kleidung gaben.

Als sie 16 Jahr alt war, kam sie zu einem gar christlichen und vermöglichen Manne in Dienst. Sie liebte die Arbeit und Säuberlichkeit: sie hüthete sich vor Schwätzereyen; sie war treu und fleißig, sanft und sittsam in ihrem ganzen Betragen, und man hörte sie oft sagen: „Ich habe keinen Vater und keine

Mut-

Mutter mehr; aber Gott ist mein Vater, wenn nur auch ich sein gutes Kind bin!" Dieß gefiel ihrem Hausherrn so wohl, daß er ihr jährlich nebst dem verdienten Lohn noch etliche Gulden darüber gab, und endlich gar versprach, er wolle, so lange er lebte, sich ihrer, wie seines eigenen Kindes, annehmen. Er hielt auch sein Wort; und der frommen Marianne ging es immer gut. „Der liebe Gott macht alles recht; wir können auf ihm unser ganzes Vertrauen setzen: müssen aber doch auch das Unsrige thun."

Wer fromm ist und auf Gott vertraut,
Der hat sein ganzes Glück gebaut.

IV.

Was du nicht willst, daß man dir thu',
Das füg' auch keinen andern zu.

Einige Freunde hatten sich mit einander vereiniget, wöchentlich einmahl eine Zusammenkunft zu halten, um sich allerley erlaubte Ergetzlichkeiten zu machen. Da sie nun alle ihre Kinder lieb hatten, und sie nicht gerne unter den Händen

den des Gesindes lassen wollten, so nahmen sie dieselben mit sich, damit sie an ihrer Freude Antheil nehmen könnten. Diese pflegten alsdann gemeiniglich ihre Zeit damit hinzubringen, daß sie um Nüsse spielten, die sie von ihren Aeltern geschenkt bekommen hatten.

Der kleine Heinrich führte sich dabey sehr unartig auf. Wenn er setzen mußte, so nahm er seine Nüsse in die Hand, warf sie geschwind unter die andern, ohne sie ordentlich zu zählen, wie seine Kameraden zu thun pflegten. Wenn er wegnahm, so richtete er es so ein, daß er alle Mahl eine Nuß mehr wegfischte, als ihm gebührete. Er führte gemeiniglich einige schlechte und kleine Nüsse bey sich. Wenn nun gespielet wurde, so steckte er die guten Nüsse ein, und brachte seine verdorbenen auf das Spiel. Dieses gab zu vielen Zänkereyen Anlaß. Endlich wurden es die andern Kinder überdrüssig, und schlossen ihn von ihren Vergnügungen aus. Wenn alsdann jene bey ihrem Spiele vergnügt waren, so mußte dieser mit Verdruß von ferne zusehen.

V.

V.

**Der Aeltern Willen thu, sieh nicht lange um;
Sie meinen's gut: frag' also nicht, warum?**

„Bleib zu Hause," sagte ein Vater zu seinem Kind, „bis ich wieder komme." Joseph, so hieß das Kind, versprach zu gehorsamen.

Kaum war der Vater fort, so kam des Nachbars Sohn, der den guten Joseph auf das Feld hinausführen wollte. Joseph getraute sich Anfangs nicht zu gehen, weil es der Vater verbothen hatte. „Ey, der Vater! sagte der schlimme Gesell, er weiß ja nichts davon: wer weiß, wo jetzt dein Vater ist, und wann er nach Haus kommt. Sollst du immer die Stube hüthen?" Joseph ließ sich überreden und ging.

Sie gingen bey einem Garten vorbey, in welchem schönes Obst hing. Da fing der saubere Kamerad gleich an, Obst herabzuschlagen: aber hup! war der Bauer da, den der Garten zugehörte. Beyde liefen davon: aber weil Joseph, als der Kleinere, nicht so geschwind laufen konnte, wurde er von dem Bauer erwischt,

wischt, und hart mit Schlägen hergenommen. Es half ihm nichts, daß er immer sagte: „Ich bin unschuldig! ich habe nichts angerührt!“ Er mußte es anstatt des Schuldigen büßen.

Joseph kam mit nassen Augen nach Haus, und bald darauf auch der Vater. „Kind! was fehlt dir, war die erste Frage des Vaters: dir ist was Widriges begegnet; sage, was ist dir Leids geschehen?“ Joseph gestand alles, und klagte, daß ihm Unrecht geschehen sey. „Recht ist dir geschehen, sagte der Vater; warum hast du mir nicht gefolgt?“

„Die Aeltern wollen's so:“
Genug! denk nur bey dir:
Sie wissen schon warum:
Sie meinen's gut mit mir.

VI.

Sey stets fröhlich, und thu allen, Was erlaubt ist, zu gefallen.

Es ist nun einmahl in der Welt, daß man gegen den gefällig ist, der sich gegen uns gefällig erzeigt, und daß man sich bestrebt, ihn wieder zu Gefallen zu leben.

Eine

Eine Gesellschaft von etlichen Knaben, aus einer bekannten Stadt, ging in das Dorf hinaus, um Kirschen zu brocken, und diese herrlichen und gesunden Früchte zu genießen. Unter Wegens trafen sie einen Bauerknaben und ein Bauermädchen an, Bruder und Schwester, die die Gesellschaft freundlich und höflich grüßten.

Nun glauben manche einfältige Knaben in den Städten, sie wären was besserʼs als Kinder auf dem Lande, und halten es wohl gar für erlaubt und schön, Bauerkinder verspotten und aufziehen zu dürfen. Das thaten denn auch einige von dieser Gesellschaft und machten sich außerordentlich lustig über ihren Anzug, über ihre Sprache und so weiter. Nur zwey darunter waren vernünftige und artige Knaben. Sie nahmen sich der gemißhandelten Kinder an, und ließen sich mit ihnen in ein freundschaftliches Gespräch ein. Das freute denn diese Kinder außerordentlich. Sie erzählten nun ihnen wiederum in einem treuherzigen Tone von ihrem Dorfe, von ihren Spielen, und erklärten ihnen sogar die verschiedenen Früchte auf den Aeckern, die sie antrafen, wie sie gepflanzt und bearbeitet werden müßten. Da

lern-

lernten denn die beyden artigen Knaben auch manches, was sie noch nicht wußten.

Da sie nun eine Strecke mit einander gegangen waren, kam ein Seitenweg, der nach ihrem Dorfe zu ging. Sie nahmen höflich Abschied, und bathen die wohlgesitteten Knaben, sie doch auch einmahl in ihrem Dorfe zu besuchen, besonders in der Zwetschgenzeit, weil sie so viele und gute hätten. Ihr Vater, setzten sie hinzu, würde es recht gerne sehen. Er freute sich alle Mahl, wenn er gute Kinder kennen lernte. Betrugen sich diese Kinder nicht recht artig? Waren sie nicht besser, als die ungezogenen Knaben aus der Stadt?

Es wollte sich aber immer keine Gelegenheit finden, um dieses gütige Anerbiethen zu gebrauchen.

Einmahl fuhren die Aeltern dieser beyden guten Knaben weg. Sie nahmen sie mehrentheils mit, weil sie ihnen niemahls Verdruß machten, sondern vielmehr Freude durch ihr höfliches und artiges Betragen. Da traf es sich denn, daß sie gerade vor dem Dorfe, aus dem die beyden lieben Bauernkinder waren, ein Rad zerbrachen. Nun wußten sie nicht, was sie anfangen sollten. Endlich sagte der älteste, Nahmens Fritz: „Lieber Vater, ich

kenne

kenne einen Knaben hier in diesem Dorfe, mit dem ich einmahl ein Stück gegangen bin. Er hat mich zu sich gebethen. Vielleicht hülft uns sein Vater.“ Sie erkundigten sich nach diesem Manne, und fanden ihn. Er freute sich außerordentlich, die Aeltern dieser guten Kinder, von denen ihm die seinigen so viel erzählt hatten, kennen zu lernen, und nahm folglich gar keinen Anstand, ihnen jetzt aus ihrer Noth zu helfen. Er würde es vielleicht auch so gethan haben, aber er that es um so lieber, weil seine Kinder erst vorher, so artig und gut waren behandelt worden. Und so kommt man mit Artigkeit und Höflichkeit immer weiter in der Welt fort, als durch ein grobes und ungeschliffenes Betragen.

VII.

Laß nie einen Tag vergehen,
Ohne das was Gut's geschehen.

Ein Vater hatte drey Kinder, die er in allem Guten unterrichtete, und die sich auch alles fleißig merkten, was ihnen der liebe Vater sagte.

An

An einem schönen Sommerabend saß er im Garten, die Kinder um ihm herum. Er nahm die nächsten zwey bey der Hand, und sprach: „Nun, meine lieben Kinder! ich habe es euch oft gesagt, daß einem das Nachtessen so wohl schmeckt, und daß man so süß darauf schläft, wenn man sich auf den Abend an viel Gutes, das den Tag hindurch geschehen ist, erinnern kann; habt ihr heut auch was Gutes gethan?"

„O ja, sagte Barbara, das kleinste, ich habe heut mein Brot einem armen Kind gegeben, das mich gar so hungrig ansah." „Und ich, sagte Georg, ihr Bruder, ich habe heut die Gartenthüre unsers Nachbars offen gesehen, und zugeschlossen, weil immer das Vieh herumgeht, und leicht in seinen Garten kommen und viel Schaden anrichten könnte." — „Und du, Martin!" sagte der Vater zum ältesten Sohne. — Martin sah auf die Erde und schwieg. „Hast du heut nichts, gar nichts Gutes gethan?" fragte der Vater. Martin antwortete: „Der Vater hat uns oft gesagt, wir sollen schweigen, und still damit seyn, wenn wir was Gutes gethan haben; genug, daß es Gott weiß." „Liebes gutes Kind! sprach der Vater, ja man soll dazu schweigen; genug daß es Gott weiß: aber mir, deinen Vater, darfst du es schon sagen; und

und deine Geschwister dürfen es auch schon hören: sie werden dadurch noch mehr zum Guten aufgemuntert werden."

„Heut, fing nun Martin an, hat mich ein loser Bube auf dem Wege angepackt, und, ohne daß ich ihm etwas zu Leid gethan, geschlagen. Es kam aber jemand dazu; da lief er davon. Er fiel nieder, und fing erbärmlich zu schreyen an. Ich ging eilends hin, half ihm auf, und führte ihn, da er über Schmerzen am Fuß klagte, bis nach Haus." „Kind, rief der Vater auf, dieß ist edel! dieß ist das Schönste, wenn man seinen Feinden Gutes thut: davon will ich euch, meine Kinder, beym Essen mehr sagen." Und sie gingen alle voll Freuden zum Nachtessen.

Ja Titus irrte nicht, der Tag ist zu bereu'n,
An welchem wir durch nichts, ein leidend Herz erfreu'n.
Als Bürger einer Welt, sind wir dazu verbunden:
Verloren ist der Tag, und schändlich sind die Stunden,
Die, wenn wir fähig sind, Bedrängten beyzustehn,
Beym Anblick ihres Harms uns unempfindlich sehn.

VIII.

VIII.

Die Bösen soll man fliehen so viel man kann,
Sie stecken auch die Guten an.

Herr Abt war ein Kaufmann. Fleiß, Ordnung und Redlichkeit im Handel und Wandel verschafften ihn ein gutes Auskommen, und nach seinem Tode eine gute Nachrede. Er hinterließ seiner Witwe zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die das allgemeine Lob in der Stadt hatten, gute und brave Kinder zu seyn. Man sahe sie allenthalben gerne, und erkannte in dem Sohn besonders die Redlichkeit und Rechtschaffenheit des Vaters, und in der Tochter die Gefälligkeit und Sanftmuth der Mutter. Durch ihr gutes Betragen erleichterten sie das traurige Schicksal der Mutter, die nun allein für die Lieblinge ihres Herzens sorgen mußte, daß sie es sonst in Gesellschaft ihres Mannes that.

Es kam nun die Zeit herbey, daß sie ihren Sohn, den sie zur Handlung bestimmt hatte, in die Lehre thun wollte. Ihr Herz schlug alle Mahl ängstlich, so oft sie daran dachte, ihren Lieb-

ling

ling fremden Händen zu überlassen, ungewiß, ob er unter solchen gerathen, oder verderben würde. Denn die Erfahrung hatte sie belehrt, daß Bösewichter es sich recht angelegen seyn lassen, die Unschuld der Jugend und mit ihr alles Glück zu rauben. Ach Gott! seufzete sie oft, bewahre nur meinen Carl vor böser Gesellschaft. Sie hatte die gerechteste Ursache, diesen Wunsch zu thun, weil sie die Lebhaftigkeit seines Temperaments kannte.

Lieber Carl, sagte sie bey dem Abschiede: hier hast du meinen mütterlichen Kuß auf den Weg. Ach! es wird mir schwer, dich von mir los zu lassen. Nicht aus übertriebener Zärtlichkeit, denn ich weiß, daß Knaben nicht immer bey ihren Müttern zu Hause seyn können, aber ich weiß auch, daß sie unschuldig und tugendhaft aus dem Schooße der Mutter in die Welt gehen, und oft lasterhaft und elend zurückkehren. Ach! Carl, laß mich das nicht erleben. Du kömmst in eine große Stadt, wo fast alles darauf angelegt ist, die Unschuld zu berücken. Unter der Maske der Freundschaft wird man dich suchen zu verführen. Wenn dich nun die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht. Du kannst mir einst viele Freude machen, und die Stütze meines Alters seyn. Das wirst du, wenn du dich vor böser

Gesellschaft hüthest, und nie einen Schritt von dem Wege der Tugend gehest. Reise glücklich, und denke oft an die letzten Bitten deiner Mutter.

Heiße Thränen floßen über Carls Wangen, und vor Wehmuth konnte er weiter nichts sagen, als: ich will alles thun, was sie mir jetzt sagen. Er kam glücklich in Wien an.

Alles, was er sah, war ihm neu. Die ersten Tage erlaubte ihm sein Prinzipal, sich umzusehen. Ein Landsmann bewies ihm die Freundschaft, ihm alles Merkwürdige zu zeigen; aber hätte er sie ihm doch nie bewiesen! Er führte ihn auf Häuser, die Carl zwar nicht kannte, die aber doch ein junger Mensch, der noch Anspruch auf Tugend macht, durchaus nicht besuchen darf. Der unschuldige Carl wußte nicht, in was für Hände er durch seine Bekanntschaft gerathen war. Sein Landsmann wußte ihm die theuersten Freundschafts-Bezeugungen zu geben, und er, er war noch nicht erfahren genug, die giftigen Schmeicheleyen eines Niederträchtigen von wahrer Freundschaft zu unterscheiden. Die Stunden, die er zuweilen zum Vergnügen anwenden durfte, brachte er in Gesellschaft seines vermeinten Freundes zu, und durch ihn lernte er mehrere von diesem Schlage kennen. Anfänglich ging alles

züch-

züchtig und ehrbar zu, und Carl ließ sich ganz von ihnen fesseln. Allein nach und nach hätte er doch merken können, daß seine Gesellschafter auf bösen Wegen gingen, aber er hatte sich schon zu sehr von ihnen hinreißen lassen, daß er schon selbst Schritte that, die seiner Tugend sehr nachtheilig werden konnten.

Einst war er mit ihnen auf einem öffentlichen Hause gewesen, und hatte sich betrunken. Er kam trunken nach Hause, und sein Prinzipal that ihm deßwegen die nachdrücklichsten Vorstellungen. Am Morgen des andern Tages machte ihm sein Gewissen die bittersten Vorwürfe, und mit Thränen dachte er an die letzten Ermahnungen seiner guten Mutter.

Seine vermeinten Freunde kamen ihm nun als die abscheulichsten Leute vor, und er erinnerte sich, daß sie manches vorgenommen hatten, was den guten Sitten und der Tugend zuwider war. Er that ein Gelübde, sich ganz von ihnen zu trennen. Wenn er doch nur auch diesen guten Vorsatz ausgeführt hätte.

Lange Zeit lebte er eingezogen und vermied alle Gelegenheiten, ihnen in den Weg zu kommen, aber einmahl traf ihn unvermuthet sein Landsmann an. Dieser machte ihn wegen seiner eingezogenen Lebensart Vorwürfe, und bedauerte

den letzten Vorfall so sehr, daß sich Carl von ihm wieder einnehmen ließ. Ungeachtet die Schlange ihm schon einmahl gestochen hatte, nahm er sie doch wieder in seinen Busen auf. Durch diesen treulosen Freund kam er wieder zu seiner Gesellschaft, und erlaubte sich schon manches, was er sonst kaum zu denken sich erdreistete. Wie wahr ist das, was der fürtreffliche Gellert sagt:

O merk es doch, noch unschuldvolle Jugend,
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es gibt nicht mehr als eine Tugend
Und als ein Laster neben ihr.

Der unglückliche Carl gewöhnte sich an das Leben so sehr, daß er mit Ungeduld den Tag erwartete, an welchen er ausgehen durfte, und fiel immer tiefer in das Laster. Gegen seinen Herrn sich zu verstellen, hatte er schon gelernt, und so wurde er nach und nach eben so lasterhaft, als seine Gesellschafter.

Die Jahre seiner Lehre waren nun verstrichen. Er meldete seiner Mutter den Tag seiner Abreise, welche sich recht herzlich auf den Tag des Wiedersehens freuete.

Aber, ach Gott! ihre Freude verminderte sich sehr, als sie ihn erblickte. Ihr sonst blühender Carl hatte seine rothen Wangen verloren.

Die

Die Folgen einer liederlichen Lebensart hatten sich alle in seinem Gesichte aufgedrückt. Mit Thränen fragte sie nach der Ursache, und Carl wußte allerhand Gründe hervor zu suchen, so, daß sich die zärtliche Mutter einstweilen abweisen ließ. Er war aber nicht lange in dem väterlichen Hause, als er krank wurde, und sich abzehrte. Alle Mittel waren vergebens, ihn dem Tode zu entreißen. Er gestand alle seine Vergehungen, und bereuete es zu spät, daß er die letzten Bitten und Ermahnungen seiner Mutter nicht besser befolgt habe.

Der Wollust Reitz zu widerstreben,
Dieß Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit seyn.
Entflieh der schmeichelnden Begierde,
Sie raubet dir die Herzenszierde
Und ihre Freuden werden Pein.

IX.

Auch wenn du ganz alleine bist,
Thu niemahls das, was unrecht ist.

Ein Knab ging in ein Haus, um einen andern Knaben in die Schule abzuhohlen. Er kam in die

die Stube, in welcher kein Mensch zu finden war. Er sah bey dem Fenster einen Korb voll Aepfel stehen. „Das sind schöne Aepfel, dachte er bey sich, und ging näher hinzu, und sah sie noch begieriger an: ja er griff schon nach dem Korb, und langte heraus — aber nein! sagte er, dieß ist nicht recht, dieß darf ich nicht thun: wenn mich ja schon niemand sieht, so sieht mich doch Gott! Er weiß ja Alles!“ Er ließ Korb und Aepfel stehen, und wollte gehen. „Halt, bleib!“ schrie jemand in der Stube. Wie da der Knab erschrocken ist! und noch mehr, als ein alter Mann, der hinter den Ofen gelegen war, auf ihn zuging. „Fürchte dich nicht, sagte der Mann zu den Knaben, du bist ein gutes Kind. Weil du Gott vor Augen gehabt hast; so nimm jetzt Aepfel so viel du willst und einschieben kannst, und denke bey dergleichen Fällen allzeit an die Gegenwart Gottes.“

X.

Ein wahres Liebeswerk nimmt Gott
so an,
Als hättest du's ihm selbst gethan.

Eine

Eine kranke Witwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam: „Uns geht es, Gott Lob! so wohl. Wir haben Ueberfluß — aber wie viele mögen Noth haben: laß uns an unserm Hochzeittage eine gute Handlung thun, und der armen Frau dort ein wenig Essen schicken, oder selbst bringen!“ „Du hast recht, sagte der Bräutigam, ich liebe dich nun noch mehr als vorher, weil du so gut gesinnet bist.“ Da nahmen sie jeder etwas von den guten Speisen, und trugen es selbst der armen Frau hin, und sorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlassen war, Arzney und Wartung erhielt. Die kranke Frau weinte vor Freuden, und segnete sie. Darauf gingen sie wieder nach dem Hochzeithause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen; aber sie waren außerordentlich vergnügt.

XI.

XI.

Aus fremden Fehlern kannst du Nutzen ziehen;
Anstatt zu tadeln suche sie zu fliehen.

Es ist doch sehr traurig, daß unter allen Geschöpfen keins so leicht die Schranken der Mäßigkeit übertritt, als der Mensch, der doch weit über das Thier erhaben, der das Bild Gottes auf Erden ist, der aber oft durch seine Thorheit und durch seine Laster das göttliche Bild, welches vorzüglich in der Vernunft besteht, schändet. Besuche einmahl die öffentlichen Häuser und Lustörter, so wirst du, dir zur Warnung und Beyspiel eine Menge Unordnungen erblicken, die oft von weiter nichts herrühren, als vom Trunke. Du denkst vielleicht, die Menschen, die mehr getrunken haben, als sie sollten, oder wie man zu reden pflegt, die ein wenig über den Durst getrunken haben, wären vergnügt, glaube es ja nicht. Sie sind es nur, so lange ihr Verstand noch nicht zurückgekehrt ist. Der andre Tag erscheint ihnen nicht mehr so heiter und vergnügt, oft schrecklich und elend.

In allen Ständen macht der Trunk unglückliche Menschen. Und wenn er auch nicht alle Mahl solche Folgen nach sich zieht, die obrigkeitliche Ahndung erfordern, so macht er doch die mehrsten siech und krank, und bringt sie oft zu einer Zeit dem Tode nahe, wo sie erst recht anfangen sollten zu leben.

Vor kurzem hatte in einer bekannten Stadt an einem Feste das Volk sich an einem öffentlichen Spatziergange zur Freude und Vergnügen versammelt; und es war kein unangenehmes Schauspiel so viele Menschen vergnügt zu sehen. Man sang, man scherzte, man lachte; aber es wurde nur gar zu bald die kostbare Regel der Mäßigkeit vergessen. Junge Leute hatten sich betrunken. Im Trunke fingen sie Streit an, dann schimpften sie sich, und endlich kam es gar zu Schlägerey. Es war erschrecklich anzusehen, wie sie auf einander losgingen; als wenn plötzlich eine Raserey sie alle überfallen hätte, und nun in der Wuth keiner den andern mehr kannte, so schlugen und hieben sie auf einander zu, bis endlich einer stürzte, und so zerschlagen war, daß er fast todt in die Stadt getragen werden mußte. Nun floh alles fort, aber die Urheber wurden erhascht, ins Gefängniß geworfen, und mußten zur Strafe und Warnung auf der Festung

schan-

schanzen. Der unglückliche wurde kaum gerettet. Und doch half ihm die Rettung nicht viel, denn er fiel in eine auszehrende Krankheit, und starb kurz darauf.

XII.

Quäle nie ein Thier aus Scherz; Denn es fühlt wie du den Schmerz.

Carl neckte und quälte die unschuldigen Thiere, wo und wie er konnte. Wenn dann ein Thier vor Schmerz und Angst schrie, oder nicht wußte, wo es hin sollte, hatte er eine boshafte Freude daran. Oft haben ihn andere Kinder abgemahnt, er sollte doch gegen das arme Vieh nicht so grausam seyn; aber Carl lachte nur darüber. Ja, nachdem er größer und stärker geworden, machte er es auch kleinen Kindern nicht besser. Er schlug oft ein schwaches Kind, oder brachte es sonst zum Weinen.

Einst ging er ganz allein vor einem Bauernhaus vorbey, wo eben vor der Thüre zwey Schafe lagen, denen die Füße mit Stroh zusammen gebunden waren. Es war niemand dabey. Er ging hinzu, er riß die armen Thiere

bey

bey der Wolke hin und her, und stieß mit Füßen darauf. Da schlich ein Mann, der unbemerkt zusah, aus dem Hause heraus, ergriff den muthwilligen Buben beym Haare, und schüttelte ihn so gewaltig, daß ihm das Gesicht verging: darauf gab er ihm ein Paar Ohrfeigen, daß ihm die Zähne klapperten. „Au wehe! au wehe!" Das war ein Schreyen und Heulen. „So? sagte der Mann, thuts wehe? Es thut auch dem armen Thiere wehe, wenn man es quält und martert."

Von dieser Stunde hat Carl keinem Thiere, vielweniger einem Kinde mehr was zu Leib gethan.

Dein Gott ists, der dich rief ins Leben;
Und dieser Gott hat Thieren auch gegeben,
Was sie zu deinen Diensten fähig macht:
Was hast du schon aus Nichts hervorgebracht,
Daß du es wagst dir muthig zu erlauben,
Dem Thiere seine Freud', des Lebens Wohl zu rauben?
Das Thier ehrt seinen Gott oft frömmer als wie du,
So dulde es mein Kind! und lasse es mit Ruh.

XIII.

XIII.

Geschenke sind für Gott zu schlecht: Nur wer fromm lebt, der ehrt ihn recht.

Ein Pohlnischer Fürst schickte einmahl zwölf junge Adelige nach Deutschland, daß sie daselbst erzogen werden und lernen sollten, was sie wissen müßten, um glücklich leben und andere glücklich zu machen. Zu ihrem Aufseher gab er ihnen Herrn Richard mit.

Nachdem sie ein halbes Jahr in Deutschland gewesen waren, starb einer von ihnen an den Pocken, und wurde nach zwey Tagen außer der Stadt auf dem Kirchhof begraben. Herr Richard nebst allen seinen Zöglingen folgte der Leiche bis zum Grabe. Dieses war geöffnet, und am Rande desselben lagen Ueberbleibsel von alten Särgen, Hirnschedel, Arme und Schenkel von Menschen, die in diesem Grabe gelegen hatten. Der Todte wurde hinabgesenkt, und der Todtengräber warf die Schedel und Knochen nebst der ausgegrabenen Erde auf ihn. Dieß verursachte ein schauderhaftes Gepolter.

Der Mond schien helle und beleuchtete die Gräber und Leichensteine, und eine vollkommene Stille lag über der ganzen Flur. Die

Ge-

Gesellschaft beobachtete auch ein tiefes Stillschweigen, und sah mit nassen Augen das Grab an.

Diesen Augenblick benutzte Herr Richard, und sagte zu seinen Zöglingen: Kommt, lieben Kinder, laßt uns über das sprechen, was wir jetzt gesehen haben. Er führte sie unter einem Schuppen, der an der Mauer des Kirchhofs erbauet war, und setzte sich mit ihnen auf die Bahren, die daselbst hingestellt waren.

Da sie nun mit heimlichen Schauder sich darauf setzten, sagte er: Seht, lieben Kinder, da modern die Leichname der Vorwelt. Alles, was hier liegt, lebte einst. Da liegt Professor und Handwerksmann, Bürgermeister und Taglöhner, Lehrer und Schüler, alles unter einander; es wird alles zu Staub. Diese Leute waren nun nicht alle gleich gut. Es liegen da Greise, die siebenzig bis achtzig Jahre ein mäßiges und frommes Leben führten, und Jünglinge, die durch Unmäßigkeit und Unkeuschheit sich das Leben abkürzten; gute Menschen, die gern andern Freude machten, und böse, die sich immer zankten, und ihren Nebenmenschen Verdruß verursachten; Wohlthätige, die die Armen und Kranken erquickten, und Hartherzige, die die Armen drückten, und alles selbst verzehrten, die bey den

Thrä-

Thränen der Nothleidenden ungerührt blieben. Sie werden hier einer, wie der andere zur Erde, und die Natur bildet Gras, Blumen und Bäume daraus.

Hier schwieg er einige Minuten, und alle schwiegen mit ihm.

Lieben Kinder, fuhr er fort, ich habe nun noch eurer eilfe unter meiner Aufsicht. Einige von euch sind fleißig, ordentlich, gefällig und friedfertig; aber ach! einige sind unfleißig, unordentlich, ungefällig, zänkisch. Wenn wir nun nach Pohlen zurückkommen, was meint ihr: wird unser guter Fürst einen behandeln wie den andern?

O nein! antwortete der Verständigste von ihnen; er hat ja gesagt, daß er bey unserer Zurückkunft sich nach unserm Verhalten erkundigen, den Besten zu wichtigen Aemtern verhelfen, aber des Faulen und Bösen sich nicht weiter annehmen wolle.

Hier schwiegen wieder alle.

Herr Richard unterbrach das Stillschweigen und sagte: Nun der gute Gott, der uns auf diese Erde gesetzt hat, ist gewiß nicht ungerechter als unser Fürst. Es ist unmöglich, daß er, wenn er uns von der Erde zurückruft, alle auf einerley Art behandeln, den Enthaltsamen

und

und den Schwelger, den Gefälligen und den Boshaften, den Wohlthätigen und Unbarmherzigen gleich behandeln sollte. Ganz gewiß ist noch ein künftiger Zustand, wo die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. Bald, bald gräbt man unsern Leichnam eben so ein, wie den Leichnam unsers jungen Freundes. Laßt uns gut seyn und recht thun; denn dieß ist das beste Opfer welches wir hier auf Erden dem Schöpfer darbringen können; und dort (hier wies er an den gestirnten Himmel) wird es uns wohl gehen.

Nun gingen sie alle gerührt fort, besuchten nach der Zeit oft das Grab ihres Freundes, und erneuerten alle Mahl den Vorsatz, daß sie immer an sich bessern wollten, damit es ihnen nach dem Tode wohl gehen möge.

XIV.

Nichts geschieht von Ungefähr, Alles kömmt vom Höchsten her.

Herr Wortmann, der ein großer Kinderfreund war, machte sich oft das Vergnügen mit Kindern spatzieren zu gehen, und freuete sich, wenn er

er ihre Wißbegierde durch verschiedene Erzählungen befriedigen konnte, so wie sich die Kleinen auch wiederum freueten, wenn sie etwas von ihm gelernt hatten. Heute ging er mit ihnen durch einen Wald. Da fragte denn der kleine Joseph: „Warum hat denn Gott so verschiedene Bäume erschaffen?" Herr Wortmann sagte: Gott hat bey allen seinen Veranstaltungen gute und weise Absichten, die wir zwar nicht alle Mahl ergründen können, aber wenn wir über eine Sache recht nachdenken, so können wir auch gar leicht eine und die andere Ursache entdecken. Würde denn dir dieser Wald gefallen, wenn alle Bäume gleich groß, wenn ein Blatt wie das andere wäre, oder gefällt er dir besser, wenn du bald eine Eiche, bald eine Linde, bald eine Buche und so weiter siehest? Kurz gefällt dir diese Männigfaltigkeit an unserm Walde?

„Es gefällt mir besser, wenn ich verschiedene Bäume antreffe."

Die Verschiedenheit der Bäume gefällt dir also. Gestern sind wir in Herrn Doctors Weismantels Garten gewesen. Warum fandest du ein so großes Vergnügen über seine Nelkenflor?

Weil

„Weil er so schöne und so mancherley Blumen hatte.“

Du siehst also wieder daraus, daß uns die Veränderung Vergnügen verschafft, und Gott hat es folglich sehr gut mit uns gemeint, daß er jeder Blume eine andere Farbe und Gestalt gegeben hat, wodurch unser Auge entzückt wird. So singt die Nachtigall anders, als die Lerche, das Rothkehlchen anders, als der Stieglitz, und eben dieser mannigfaltige Gesang macht uns so viel Vergnügen auf unsern Spatziergängen.

So geht es nun mit allen Sachen, davon viele ihren Reitz für uns verlieren würden, wenn sie uns nicht durch ihre Mannigfaltigkeit zum Genuß und zur Freude einladeten. Sieh dort jene Berge, davon immer einer höher ist, als der andre, welch einen prächtigen Anblick sie gewähren! Dort jenen Fluß, wie er sich in diesem Thale hinschlängelt. Dort die Felder, deren Halme die Luft sanft hin und her wieget. Diese Aussichten entzücken uns, weil sie so mannigfaltig sind. Ja, meine Kleinen! nichts geschieht von ungefähr, alles hat seine Ursache. Gott verdient also unsern innigsten Dank für diese treffliche Einrichtungen, die er in der Welt gemacht hat.

XV.

Gottes Wille sey dein Ziel,
Weil Gott nur das Beste will.

Joseph war ein gutes Kind, und er befliß sich immer mehr Gutes zu lernen, und immer besser zu werden. Einst fragte er in der Schule seinen Lehrer: „Was muß ich thun, daß ich ein frommes und tugendhaftes Kind werde?“ Der Lehrer antwortete: „Ich will dir, liebes Kind! etwas erzählen, merke fleißig auf.“ „Ja, sagte er auch zu den übrigen Kindern, merket alle auf, ich will euch was Schönes erzählen.“ Und die Kinder spannten Augen und Ohren. Nun fing der Lehrer an.

„Es war ein Vater, der hatte vier Kinder. Er war etwas streng mit seinen Kindern; oder vielmehr, er meinte es recht gut mit ihnen: deswegen mußten auch die Kinder in Allem seinen Willen thun. Aber es war ein großer Unterschied unter seinen vier Kindern. Das jüngste davon, welches doch schon über acht Jahre alt war, begehrte von dem Vater bald dieß, bald das: und, wenn es was brauchte, so folgte es dem Vater fleißig, um sich bey ihm

ihm einzuschmeicheln; es folgte also nur, um etwas zu erhalten.

Der älteste Sohn war schon etwas kecker, und der Vater mußte mit ihm oft Ernst gebrauchen: dann ging es freylich; er fürchtete sich vor dem Vater, oder vielmehr vor der Strafe: deßwegen gehorchte er.

Seine Schwester war auch nicht viel besser: denn oft brummte sie in der Stille, wenn ihr der Vater was schaffte; und nur dann that sie es ohne Widerwillen, wenn das, was ihr der Vater auftrug, ohnehin was leichtes, oder was angenehmes war. Alle diese drey Kinder folgten endlich nur auf den Schein, und so lang ihr Vater zusah; wenn dieser weg war, thaten sie oft nur, was sie wollten.

Aber Johannes, ihr dritter Bruder, war ein ganz anders Kind: er that alles mit Freuden, was er dem Vater an den Augen ansah, wenn ihm auch schon etwas schwer ankam. Er that es nicht, um deßwegen gelobt oder belohnt zu werden; er gab nicht Acht, ob der Vater zugegen war oder nicht; ihm war dieß allein genug: der Vater will es, und er thats: der Vater hat es verbothen, und er thats nicht."

Jetzt fragte der Lehrer die Kinder: „Nun Kinder! sagt mir, was haltet ihr von diesen vier Geschwistern? Waren sie alle gute, gehorsame Kinder?“ „Nein!“ riefen alle; „nur das letzte, sagten einige, nur Johannes war ein gutes, braves Kind.“

Nun stand der Lehrer auf, und sagte: „Recht! ihr habt recht geantwortet: jetzt gebet Acht, was ich euch weiter sage. Sehet, Kinder! Gott ist unser Vater, wir sollen seinen Willen thun, nähmlich thun, was recht ist; und was unrecht ist, meiden. Dieß thun freylich viele Menschen, aber nicht alle sind deßwegen gut und tugendhaft. Einige thun nur Gutes, daß es ihnen wohl ergehe, oder daß sie dafür eine Belohnung erhalten; sie thun es also nur zu ihrem eigenen Vortheil: nicht aus Liebe zu Gott, aus Gehorsam, oder weil man das thun soll, was recht ist, was Gott will. Einige enthalten sich vom Bösen; aber nur aus Furcht vor Gott, oder vielmehr vor der Strafe, und also nur aus Zwang. Wieder einige erfüllen den Willen Gottes nur in solchen Stücken, die sie ohnehin gern thun, oder die ihnen leicht ankommen; und dieß ist ja auch nichts Großes. „Nur derjenige ist ein wahrhaft gutes und tugendhafter Mensch, der allzeit, auch

wenn

wenn es ihm schwer ankommt, bereit ist, zu thun, was recht ist, was Gott will: und der es nur aus Liebe Gottes, aus Gehorsam oder deßwegen thut, weil es Pflicht ist, weil wir schuldig sind, das zu thun, was recht ist, und was Gott will. Und Gott kann ja nichts anders wollen, als was recht und gut ist.“ Merkt euch dieß, liebe Kinder!

Die Kinder sahen einander an, und schwiegen. Endlich bathen sie den Lehrer, er möchte noch etwas erzählen. Aber Joseph, das gute Kind, bath ihn, er möchte lieber das nähmliche noch einmahl sagen, weil er sich nicht alles hätte merken können.

XVI.

Du sollst nicht lügen und nicht stehlen, Und was du findest nicht verhehlen.

August Helwig hatte drey Söhne, an denen er alles that, was ein guter Vater thun konnte, um sie in seinem Alter glücklich zu sehen. Der Jüngste besonders war fleißig, und was er angriff, verrieth viele Geschicklichkeit. Darüber freueten sich seine Aeltern außerordent-

deutlich. Aber ein groſser Fehler, den er an ſich hatte, machte ihnen ſeinetwegen doch manche trübe Stunden. Und dieſer beſtand darin: wenn er was ſahe, ſo wollte er es auch haben, und konnte er es nicht im Guten erhalten, ſo ſuchte er es heimlich oder mit Liſt zu bekommen. Dadurch gewöhnte er ſich an das Stehlen. Ob es gleich im Anfange nur kleine Sachen waren, die er andern nahm, ſo wurde es ihm doch ſo zur Gewohnheit, daß er ſich nach und nach an gröſsern Sachen vergriff. So hatte er einmahl ein ſchönes Meſſer genommen, der Vater erfuhr es, und wurde natürlich darüber ſehr aufgebracht.

Da er ihn oft wehmüthig und mit Thränen gebethen hatte, ſich doch ja nicht unglücklich und elend zu machen, weil ein ſolches Laſter zum Galgen führe, und er dennoch ſah, daß er mit guten Worten nichts ausrichtete, ſo wurde er jezt derb gezüchtiget, ja der Vater drohete ihm ſogar, daß er im abermahligen Uebertretungsfalle ihn ins Zuchthaus ſtecken laſſen würde. Hätte er nun ſeinen guten Vater gefolgt, ſo würde er unſtreitig in der Welt glücklich und zufrieden gelebt haben: aber er unterdrückte dieſe Neigung nach fremden Gütern nicht, welches er leicht gekonnt hätte, da

er

er noch jung war, und sich nur einige Gewalt hätte anthun wollen. Indeß gelobte und versprach er seinem Vater alles mögliche. Dieser glaubte auch, er hätte dieser Sünde entsagt, aber da irrte sich dieser gute Mann sehr; denn heimlich stahl er noch immer fort.

In seinem vierzehnten Jahre brachte ihm der Vater auf das Handwerk, wo er sich, zur Freude seines Meisters und seiner Aeltern recht gut anließ: denn Geschicklichkeit und Fleiß konnte man ihm gar nicht absprechen, und sein Betragen gegen andere war sehr artig und höflich. Aber was hilft das alles, wenn der Mensch dabey lasterhaft ist. Laster macht alle Mahl elend. Er war kaum einige Zeit da, so fing er seine gottlosen Streiche von neuem an. Der Meister ertappte ihn über einen Diebstahl, peitschte ihn derb aus, und da immer mehr Spitzbübereyen von ihm herauskamen, so schickte er ihn seinem Vater wieder zu, welcher sich so sehr darüber grämte, daß er kurze Zeit darauf starb.

Nun lag er seiner Mutter zur Last und zum Verdruß, und doch that sie noch alles mögliche, um ihn von diesem Laster zu heilen, aber es war alle Mühe vergebens. Er wurde größer, aber auch bey allen Menschen verhaßter.

ter. Man sah ihn lieber gehen als kommen, weil er allgemein als ein Dieb berüchtigt war. Nun wollte er doch auch nicht gern Schimpf und Verachtung ertragen, er ging also fort unter die Soldaten, die letzte Zuflucht dergleichen Menschen.

Anfänglich hielt er auch hier sich dem Aeusserlichen nach sehr gut. Sein Hauptmann gewann ihn lieb, und vergönnte ihm mehr Freyheit als andern. Ja er wußte sich bey ihm so einzuschmeicheln, daß er immer um ihn seyn mußte. Und nun wird er sich doch gebessert haben? Keinesweges. Er sahe bald die Gelegenheit ab, seinen Hauptmann bestehlen zu können. Er that dieses im Anfang unvermerklich, machte es ärger, wurde zuletzt ertappt, und mit Spiesruthen belohnt. Als ein Dieb unter seinen Kameraden verachtet, beschloß er zu desertiren, welches ihm auch gelang. Aber wo wollte er nun hin? Nichts ordentliches hatte er erlernt, von neuem unter die Soldaten zu gehen, hatte er keine Lust, er gesellte sich also zu einer Diebesbande, welche die Post beraubte, erhascht, und im kurzen aufgehängt wurde.

Da ihm in seinen letzten Lebenstagen ein Geistlicher zugegeben wurde, um ihn zu seinem

Tode

Tode zuzubereiten, so kamen oft andre Menschen, um die Unterredungen mit anzuhören. Sie erstaunten über seinen Verstand und über seine klugen Antworten, die er gab, und man bedauerte ihn allgemein. Ach! sagte er, ich bin nicht zu bedauern. Hätte ich meinen Aeltern und andern guten Menschen gefolgt, so wäre ich unstreitig jetzt sehr glücklich, aber das that ich nicht. Ich lernte nicht früher meine Begierden unterdrücken, und hielt mich nur für glücklich, wenn ich sie befriedigen konnte, aber sie haben mich in das Elend gestürzt. Ich habe sie so lange befriedigt, bis ich des schändlichsten Todes sterben muß.

Väter und Mütter nahmen oft ihre Kinder mit, und ließen ihn zur Warnung und Exempel seine Lebensgeschichte erzählen. Vorzüglich lernten sie daraus, daß man früh diejenigen Neigungen unterdrücken müsse, wenn es dem Menschen in der Zukunft wohl ergehen soll.

XVII.

Ein kranker Mann, ein armer Mann, Bist du gesund, so denk daran.

Thomas ging auf einen Jahrmarkt, und sein zwölfjähriger Sohn mit ihm. Auf dem

Wege gingen sie vor einem Manne vorbey, der ganz keuchend und mühsam seinen hölzernen Fuß nachschleppte, und sie um ein Almosen bath. Thomas gab ihm einen Groschen und sagte: „Durch was für ein Unglück habt ihr, guter Mann, euern Fuß verloren?“ Ach, mein Herr! antwortete der Bettler mit einem tiefgehohlten Seufzer, ich war wohl selbst Schuld an meinem Unglücke: ich kann nie daran denken, ohne mein Elend doppelt zu fühlen. Da ich noch jung, und etwa so groß, als dieser Knabe war, rang ich aus Scherz mit einem andern Knaben: er warf mich zu Boden, fiel auf mich, und — mein Bein war entzwey. O was ich für Schmerzen leiden mußte! Man nahm mir ein Schieferbein nach dem andern heraus: endlich kam der Brand dazu, und man mußte mir, um noch mein Leben zu retten, den Fuß ganz abnehmen. Meine Aeltern hab' ich früh verloren: arbeiten, wie ihr seht, kann ich nicht: jetzt muß ich — da wischte er sich eine Thräne aus dem Auge — gleichwohl betteln. Gott vergelt' es euch tausendfach! So rief er noch lange nach, da Thomas mit seinem Sohne ganz gerührt fortging.

Da

Da nahm der Vater Gelegenheit, seinem Kinde zu sagen, wie wenig man gemeiniglich in der Jugend die Gesundheit und die geraden Glieder achte: wie oft sich Kinder aus Frevel oder Leichtsinn zu Krüppeln machen, ein Aug, einen Arm oder Fuß, oder wohl gar das Leben verlieren. Mit diesem Gespräche unterhielt er seinen Sohn, bis sie an Ort und Stelle kamen.

XVIII.

Lerne Ordnung, liebe sie, Sie erspart dir manche Müh.

Meister Liebmann hatte sich durch Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung und Redlichkeit so viel Vermögen erworben, daß er in seinen alten Tagen recht bequem und ruhig leben konnte. Er hatte 8 Kinder, die schon alle wieder verheirathet waren, und die er reichlich ausgestattet hatte. Sie machten ihm alle viele Freude, weil sie sich ihn zum Muster genommen hatten. Auf seinen Geburtstag kamen denn nun alle seine Enkel zusammen, von dem größten bis zum kleinsten, und gratulirten den lie-

lieben Großvater zum Geburtstage. Und gewiß! es war keins unter ihnen, das nicht seinen Wunsch von Herzen gethan hätte.

Da machte er nun seinen Kindern wieder eine Freude, nahm sie mit in den Garten, ließ sie spielen, und zuletzt führte er sie in das Gartenhäuschen, wo für jedes ein Geschenk bereit lag. Bey jedem machte er nun eine Erinnerung, wenn er es seinen lieben Kleinen gab. Den einen ermahnte er zum Fleiß, den andern zur Reinlichkeit, den dritten zur Ordnung: je nachdem einer besonders einen Fehler an sich hatte.

„Höre, sagte er, lieber Fritz, du bist zwar ein guter Junge, aber ich merke, daß du deine Sachen nicht in Acht nimmst, und daß du kein Geld in der Tasche leiden kannst. Du wirst nicht weit in der Welt kommen, wenn du nicht genauer und sparsamer wirst. Mancher kam dadurch auf den Bettelstab. Und du, Heinrich, hast das Geld zu lieb, und solche Menschen wenden es gemeiniglich nicht gut an. Sie sammeln es auf Haufen, leiden Noth dabey, vergessen der Armen und Unglücklichen, und am Ende machen sie sich selbst elend.

Ihr beyde verfehlt die rechte Straße. Ich bin in meiner Jugend fleißig gewesen, habe mir

durch

durch Fleiß und genaue Ordnung etwas erworben, und Gott hatte meine Arbeit gesegnet; aber ich habe mich nie vom Geitze hinreißen lassen. Meine armen Mitbürger hatte ich unterstützt, so gut ich konnte; daher haben sie mich lieb. Ihr wißt noch, wie der arme Hirschmann einst mit seiner ganzen Familie zu mir kam, und wie sie sich insgesammt bey mir bedankten für die Hülfe, die ich ihnen in ihrer Noth angedeihen ließ. Ich sage das nicht, um mich etwa zu loben, sondern euch nur daran zu erinnern, daß man sich durch Wohlthätigkeit viele Freundschaft und Liebe erwerben kann. Ich habe weiter nichts gethan, als meine Pflicht. Ich gebe euch allen daher noch die Regel, denn wer weiß, ob ich über das Jahr wieder die Freude erlebe, euch alle da um mich zu sehen, ich bin alt und kann sterben: (da schmiegten sie sich an ihn, und bathen ihn, daß er doch noch nicht sterben möchte.) Er fuhr fort: arbeitet und seyd sparsam, aber vergeßt dabey nie der Nothleidenden. Haltet Ordnung in euern Sachen, so werdet ihr viele Mühe ersparen. Bemühet euch immer, rechtschaffen und fromm zu leben, und dann kann es auch nicht fehlen, daß es euch bey Fleiß, Ordnung und Redlichkeit wohlgehen wird. Da versprachen sie insgesammt, recht brav und gut zu werden, zwar

spar-

sparsam zu seyn, aber auch wohlthätig. Da gab er jeden einen Kuß, und erinnerte sie nochmahls an ihr Versprechen. Alle beschloßen den Tag in Freude und Vergnügen. Fritz wurde haushälterischer und sparsamer, doch ohne geitzig zu seyn, und Heinrich schlug zur Freude des Großvaters auch diesen Weg ein. Beyden geht es wohl, leben vergnügt, und werden als gute Menschen von andern geliebt.

XIX.

Das Bethen gibt zum Guten Kraft und Muth.

Wer nach dem Guten strebt, der bethet gut.

Es war einmahl ein Kind, das gar oft gelogen hat. Es gibt leider wohl mehrere Kinder, die gern lügen. Aber was ich sagen will, dieses Kind ist öfters von seinen Aeltern wegen des Lügens gewarnet, ja wohl gar gestraft worden. Aber es half nichts, weil sich das Kind das Lügen schon zu sehr angewöhnet hatte.

Einst,

Einst, da es eben wieder Schläge fürchtete, und wohl auch selbst erkannte, wie schändlich das Lügen sey, sagte es zu seiner Mutter: „Was muß ich denn thun, daß ich mir das Lügen abgewöhnen kann?“ Die fromme Mutter antwortete: „Führe du dich nur immer so auf, daß du dich nicht scheuen darfst, die Wahrheit zu sagen; nimm dich mehr in Acht, wenn du was sagest; denke daran, daß Gott alles weiß, versprich es ihm, daß du dich vor dem Lügen hüthen wollest, und bitte ihn mit Vertrauen um seinen Beystand, daß du deinen Vorsatz halten mögest. Sieh, wenn du recht an Gott, deinen himmlischen Vater denkest, so wird dir gewiß auch einfallen, was er verbothen hat. Da nimm dir dann vor, deine Fehler zu verbessern, und nur das zu thun, was Gott gefällig ist. Denke öfters an das, was du dir vor Gott, dem Allwissenden vorgenommen; was du ihm versprochen hast, so wirst du desto besser deinen Vorsatz halten. Kommt es auch dir schwer an, daß du diesen und jenen Fehler ganz vermeiden sollst, denke nur: Gott steht dir gewiß bey, er hilft dir selbst dazu; mit Gottes Beystand ist dir alles Gute möglich, wenn du nur auch selbst ernstlich darnach trachtest.“

Das

Das Kind folgte fleißig dem Rath seiner Mutter, oft hat es in der Stille gebethet: „Lieber, guter Gott! du weißt alles, du liebest die Wahrheit, und hassest die Lügen. Steh mir bey, daß ich mir das Lügen abgewöhnen kann: ich will gewiß auch Acht geben, daß ich nicht mehr lüge.“ Auch hat es weniger als sonst geredt, und sich alle Mahl, ehe es was sagte, ein wenig besonnen. So wurde es von Zeit zu Zeit besser, bis es sich endlich das Lügen ganz abgewöhnt hat.

Da siehst du, was das Bethen nützt, und wie du bethen sollst.

XX.

Unschuld und verlorne Zeit, Kommt nicht mehr in Ewigkeit.

Eine Gleichniß.

Einst ging ein Mann zu Schiffe, um sein Glück durch die Handlung zu machen. Kaum war er einige Meilen gefahren, als sich ein schrecklicher Sturm erhob. Das Meer brausete, die Wellen stiegen wie Wasserberge empor, und ein unglücklicher Stoß an einen Fel-

sen

sen machte, daß das Schiff aus einander ging, und mit allem, was darin war, eine Beute des Abgrunds ward. Alceſt, so hieß unser Reisende, hatte allein das Glück, sich auf einem schwachen Brete zu retten, und mit demselben an eine unbekannte Insel zu schwimmen. Hier lag der arme Kaufmann, aller seiner Güter beraubt, vor Furcht und Angst halb todt. Nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erhohlt hatte, beschloß er, tiefer in die Insel hinein zu gehen, und zu sehen, ob sie von Menschen, oder nur allein von Thieren bewohnt würde. Voll trauriger Gedanken ging er beständig fort, ohne zu wissen wohin, bis er eine gangbare Straße erblickte. Die Hoffnung, Geschöpfe seiner Art anzutreffen, gab ihm neue Kräfte, und er ging herzhaft auf dem betretenen Wege fort. Bald darauf kam er zu einer großen Stadt. Aber wie erstaunte er, als eine zahlreiche Menge Menschen ihm mit einem lauten Freudengeschrey entgegen liefen. Man umringte den Alceſt, empfing ihn mit größter Ehrfurcht, und die Herolde riefen: „Ihr Einwohner der Insel, sehet hier euern König!“

Man führte nun Alcesten mit der größten Pracht in die Stadt, brachte ihn in den Kö-

 nig-

niglichen Pallast, bekleidete ihn mit einem Purpurmantel, und setzte ihm eine Krone auf. Die Grossen des Reichs fielen vor ihm nieder, schwuren ihm Gehorsam, und übergaben ihm die Schätze des Reichs, die sehr groß waren.

Alcest war über das, was mit ihm vorging, so erstaunt, daß er lange Zeit glaubte, es wäre ein Traum. Die ersten Wochen wurden mit Freudenfesten und Lustbarkeiten zugebracht, bey welchen der neue Monarch ohnehin nicht zu sich selbst kommen konnte. Als Alcest endlich durch die Erfahrung überzeugt wurde, daß sein Glück kein Traum sey, stiegen allerley Gedanken in ihm auf. „Was mag doch wohl dieß für eine Insel seyn?“ dachte er bey sich selbst. „Was mag das, was mit mir vorgeht, wohl zu bedeuten haben? und was wird endlich aus mir werden?“ — Dieser Gedanke machte den Alcest unruhig. Er fragte also manche Hofleute um die Ursache seiner Erhebung. Aber niemand wollte ihm die Wahrheit sagen. „Euer Majestät, hieß es immer, sind unumschränkter Herr dieser Insel. Geniessen sie ihr Glück ohne aller Sorge.“

Alcestens Gemüth ward durch diese und andere Schmeicheleyen nicht ruhiger. Sein geheimer Kummer wuchs vielmehr von einem

Tage

Tage zum andern. Nach einigen Monathen erblickte er von ungefähr einen alten ehrwürdigen Greis, dessen aufrichtige Miene ihn sogleich einnahm. „Guter Vater sprach er zu ihm, sage mir doch, wer hat mich zu eurem Könige gemacht? warum bin ich es geworden, und was wird endlich aus mir werden?“

„Herr, versetzte der Greis, unsere seligen Voraltern haben es von der Gottheit dieser Insel so erbethen, daß sie ihren Nachkömmlingen alle Jahre an einem gewissen Tage vom Meere her einen Menschen zuschickt, der über sie regiere. Weil dieß das Volk weiß, so läuft es ihm an jenem Tage immer mit einem grossen Freudengeschrey entgegen, setzet ihn auf den Thron, und erkennet ihn für seinen Monarchen.“ — Was wird denn, fragte Alcest traurig, aus dem alten Könige? — „Sobald sein Jahr herum ist, antwortete der Greis, wird er wieder vom Throne gestoßen, mit schlechten Lumpen bekleidet, und auf einem kleinen Schiffe einer wüsten Insel zugeschickt, wo alle bisherige Regenten weder Freunde noch Unterthanen fanden, und ein elendes kummervolles Leben führen mußten. Dieß, großer König, ist bey uns ein unveränderliches Staatsgesetz, welches keine Gewalt umstoßen kann.“

Alceest wurde über diese Nachricht sehr traurig: „Haben denn, sprach er, meine Vorfahren ihr Schicksal vorher gewußt?“ — „Sie haben es alle gewußt, versetzte der Greis, aber sie ließen sich vom Glanze ihres Thrones verblenden, und hatten nicht Klugheit genug, an die Zukunft zu denken. Das kurze Vergnügen, welches sie hier genoßen, vertrieb bey ihnen alle Gedanken für ein dauerhaftes Glück. So ging das Jahr ihrer Regierung allzeit vorüber, daß sie es gar nicht merkten. Endlich brach der schreckliche Tag an, und sie hatten nichts gethan, sich ein so trauriges und unvermeidliches Schicksal zu versüßen.“

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr Alcestens Kummer durch diese Worte vermehrt wurde. Er dachte mit Schrecken daran, daß das Jahr seiner Regierung beynahe schon halb verflossen war, und faßte den Entschluß, die Zeit, die ihm noch übrig war, desto nützlicher anzuwenden. „Rechtschaffener Greis, sagte er zum Alten, du hast mir viel Unglück angekündigt. Aber wer anders, als du, könnte mir auch die Mittel zeigen, demselben zu entgehen, oder es doch so viel, als möglich, zu vermindern.“

„Er-

„Erinnern sie sich, gnädiger Herr! sagte der Greis, daß sie nackend und bloß auf diese Insel gekommen sind. Eben so müssen sie selbe auch wieder verlassen, und nie können sie wieder hierher zurückkommen. Es ist nur ein Mittel übrig, das Elend, welches sie bedrohet, zu vermeiden, und dieß besteht darin: Sie müssen sich der Zeit ihrer Regierung und ihres Glückes mit Klugheit bedienen. Sie müssen Baumeister und Künstler und Schätze auf die wüste Insel schicken, auf welche sie, wie gesagt, werden gebracht werden. Sie müssen sich dort Vorrathshäuser und einen Pallast anlegen, und mit allem, was zur Nothdurft und zum Vergnügen gehört, anfüllen lassen. Aber sie müssen eilen. Die Zeit flieht schnell vorüber, und ein entflohner Augenblick kömmt niemahls wieder zurück. Vor allen Dingen erinnern sie sich, daß sie auf ihrer künftigen Insel nichts haben werden, als was sie in der Zeit, die ihnen noch übrig ist, dahin bringen lassen.“

Der König ward durch diesen Rath wieder aufgemuntert. Er dachte nun nicht mehr an sein gegenwärtiges Glück, sondern alle seine Gedanken und Entwürfe waren auf jene wüste Insel gerichtet. Er schickte Künstler und

Arbeitsleute dahin, welche sie in kurzer Zeit zu einem sehr angenehmen Aufenthalt machten. Er ließ auch Lebensmittel und alle Arten von Bedürfnissen dahin bringen, und schickte endlich auch so viele Einwohner ab, als nöthig waren, sie fruchtbar zu machen.

Unter solchen Beschäftigungen ging Alcestens Regierung zu Ende. Der Augenblick, da er sein Reich verlassen mußte, kam heran. Aber dieser Augenblick, der seinen Vorgängern so schrecklich war, hatte für ihn nichts trauriges. Alcest sehnte sich vielmehr nach dem Zeitpuncte, da er von seinem neuen Reiche Besitz nehmen sollte. Endlich brach der bestimmte Tag an; und alles, was ihm der redliche Greis vorgesagt, ward Alcesten pünctlich in Erfüllung gebracht. Er langte glücklich auf der neuen Insel an. Sie war für ihn nun keine Wüsteney mehr. Er lebte von dem Vorrathe, den er dahin geschaffet hatte, glücklicher, als er vorher gelebt hatte. —

Liebe Kinder! Die meisten aus euch mögen sich wohl dieß verblümte Gleichniß selbst auslegen können. Nur für die Schwächern muß ich noch eine deutliche Erklärung davon geben.

Jeder Mensch ist ein Alcest. Der Schiffbruch ist der Augenblick seiner Geburt. Die Insel, an welche er landet, ist die Welt. Der ehrwürdige Greis, der ihn von dem Schicksale, das ihn erwartet, endlich unterrichtet, ist die heil. Religion. Das Jahr, welches er regieren soll, ist die kurze menschliche Lebenszeit. Die wüste Insel, wohin er endlich gebracht wird, ist die andere Welt. Die Künstler, Bauleute und Vorräthe, die er dahin schicket, sind die tugendhaften Handlungen, die er in diesem Leben verrichtet, und die ihn auch in jene Welt nachfolgen. Die Könige, Alcests Vorfahren, die sich wenig um diese wüste Insel bekümmerten, sind jene Menschen, welche sich ganz dem Vergnügen dieser Welt ergeben, und daher in jener Welt mit leeren Händen, das ist, ohne tugendhaften Handlungen vor dem Throne Gottes erscheinen.

O meine Lieben! lasset uns von nun an alle Alcesten seyn! Wir wollen unsere Lebenstage, die göttliche Vorsicht mag uns derer wenige, oder noch viele künftige schenken, nicht unbenützt vorüber gehen lassen. Wir wollen uns mit nützlichen Kenntnissen bereichern, und mit tugendhaften Handlungen zieren, die uns in jene Welt nachfolgen sollen. Jeder Augenblick

blick ist kostbar, und kehret ewig nimmermehr zurück. Wir mögen uns vielleicht noch viele Tage und Jahre versprechen: aber schnell unwiederbringlich fließen sie dahin, und geschwinder, als wir vermuthen, werden Jahre und Tage zurückgelegt seyn.

Liebe Kinder! eure Aeltern werden euch früher oder später verlassen, und manches von euch wird schon in seiner Minderjährigkeit ohne Leitung eines weisen Vaters, ohne Hülfe einer zärtlichen Mutter, nur sich selbst überlassen, in die Welt hinaus gehen müssen, wo es fremd, ohne Kenntniß von vielen falschen Schmeichlern umgeben, und von bösen Menschen und Verführern in die schrecklichsten Gefahren geleitet wird. O! dann, ich bitte euch, dann haltet euch an den einzigen Freund und besten Vater, an unsern lieben Gott; gehorchet seiner väterlichen Leitung, merket stets auf die Stimme eures Gewissens; sie ist die Stimme eures bestimmenden liebevollen Gottes, vollziehet die Gebothe seiner heiligen Religion, und bereichert euch mit den Schätzen der Unschuld und Tugend; und ihr werdet getrost und mit seliger Freude in jenes Reich übergehen, welches Gott denen, die ihn lieben, bereitet

hat,

hat, und wo ein ewiges Leben, und die vollkommenste Glückseligkeit herrschen.

So wie ein Tropfen in den Bach,
So folgt auch in der Zeit
Ein Augenblick dem andern nach
Ins Meer der Ewigkeit.

Der jetzt noch gegenwärtig war,
Ist leider schon nicht mehr;
Entflohn für uns auf immerdar,
Ohn' aller Wiederkehr. —

Heil dem, der stets gewissenhaft
Die kurze Lebenszeit,
So viel er je kann, Gutes schafft:
Ihn lohnt die Ewigkeit.

XXI.

Verzage nicht zur Zeit der Noth;
Thu, was du sollst, und trau auf Gott.

Wolfgang war sonst ein gutes Kind; aber einst hatte er einen groben Fehler begangen. Es geschah nähmlich, daß nach der Schule, als der Lehrer schon fort war, ein anders Kind aus Unachtsamkeit die Dinte über sein schönes neues Büchlein geschüttet. Wolfgang wurde

de dadurch so aufgebracht, daß er in der ersten Hitze mit dem Messer auf das Kind zufahren wollte. Das Kind fing jämmerlich zu schreyen an, obwohl ihm noch nichts geschehen war; lief gleich fort, und drohete dem Wolfgang, daß es ihn bey seinen Aeltern verklagen werde.

Wolfgang wußte sich nicht zu rathen, noch zu helfen. Er getraute sich nicht auf Mittag nach Hause: wollte aber auch nicht länger in der Schule bleiben. Er ging also indessen in die nächste Kirche.

Nachmittags war er der erste in der Schule. Der Schullehrer sah es ihm gleich an, daß er ganz bestürzt und erschrocken wäre. Wo fehlts, Wolfgang! fragte er, warum heut so frühe in der Schule? Wolfgang gestand ihm alles, und sagte, er komme jetzt aus der Kirche her. Aus der Kirche? sagte der Lehrer, hast du wohl andächtig gebethet? Nein, antwortete Wolfgang, ich kann nicht bethen, bis ich weiß, was meine Aeltern sagen werden.

Der Lehrer. Was hast du denn in der Kirche gethan?

Wolfgang. Ich habe meinen Fehler bereut, und mir ernstlich vorgenommen, daß

ich

ich dieß nicht mehr, gewiß nicht mehr thun will.

Der Lehrer. Hast du dabey gar nicht an Gott gedacht?

Wolfgang. Ja ich habe gedacht: mein Gott hilf mir nur dieß Mahl hinaus! ich wills nicht mehr thun! —

Der Lehrer. Dieß ist ja das beste Gebeth, wenn man gefehlt hat: es vor Gott bereuen, und sich vor Gott vornehmen, es nicht mehr zu thun. Sey unbesorgt, fuhr er fort, ich will dich selbst nach der Schule nach Hause führen, und für dich ein Fürwort einlegen; es soll dir nichts zu Leid geschehen. Der Lehrer unterhielt sich noch, bis die übrigen Kinder kamen, mit Wolfgang von dem Gebethe, und sagte ihm: Bethe alle Mahl so, wenn du gefehlt, oder wenn du etwas zu fürchten hast: der liebe Gott will, daß wir uns alles, sogar unsre Fehler, zu Nutzen machen: wenn nur auch wir wollen. Er kann auch dasjenige, was uns am meisten kümmert, zu unserm Besten gereichen lassen; wir können dadurch, wenn wir nur wollen, behuthsamer und vorsichtiger werden, und uns vor neuem oder grösserm Unglück hüthen. Sieh, wenn ein Kind einmahl gefallen ist, so wird es sich desto sorgfältiger

hü-

hüthen, daß es nicht wieder falle, und sich etwa gar todt falle: wenigstens solls das thun. — Daran sollen wir denken, wenn wir Gott in was immer für einem Anliegen bitten, daß er uns helfen möchte: er hilft gewiß, wenn wir uns nur helfen lassen, und auch selbst mit wirken.

XXII.

Die in der Jugend das Lernen scheuen, Die werden es im Alter bereuen.

Mit tief denkender Miene sah Palämons junger Sohn das fallende Laub und den entblätterten Baum. Sein alter Vater belauschte mit stiller Freude den Tiefsinn des Sohnes, und segnete den frommen Gedanken des Knaben. Leise schlich er sich nun zu ihm, bis ihn der gefühlvolle Knabe umarmte, und mit Thränen im Auge sprach: „O mein Vater! sieh das fallende Blatt, und den entblätterten Baum!“ Dieß betrübt dich, mein Sohn? fragte Palämon, kannst du die Ordnung der Natur ändern, oder die rastlose Sonne aufhalten? — „Ach, das kann ich zwar nicht, mein Vater,

sprach

sprach der ernsthafte Knabe; aber der Baum blühte im Frühlinge so schön, und seine Früchte waren neulich so golden, seine Blätter so schattigt — aber sieh nun!''

Hat dich dieß alles am Baume entzücket, mein Sohn, fragte Palämon? Ach ja, mein Vater. — Wohlan denn, sprach der zärtliche Greis, der Baum hat seine jährliche Pflicht erfüllt, und seine Früchte getragen; gönne ihm auch seine Ruhe. — Merke dir aber mein Sohn; der Herbst deines Lebens kömmt nur einmahl; ist dein Frühling Blüthenleer, und dein Herbst Früchtelos gewesen, dann verblühest du nicht so edel, nicht so ehrenvoll, wie dieser Baum. — Da schmiegte der empfindsame Jüngling seine Wange an die Wange des Vaters, und seine Lehre drang tief in die junge Seele. Von nun an besah er keinen blühenden, früchtetragenden, oder blätterverlierenden Baum mehr, der ihn nicht zu den erhabensten Entschliessungen des Lebens, und zur getreuesten Erfüllung seiner Pflichten aufgefordert hätte. —

*
* *

Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?

Der

Der Reichthum? Nein! das Glück der Welt
genützt zu haben:
Drum sey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbst.

XXIII.

Wer Böses thut, der muß es büßen; Es straft ihn schon sein eigenes Gewissen.

Eine Mutter kam traurig nach Hause, und klagte es dem Vater wehmüthig, sie habe hören müssen, daß einer aus ihren Söhnen ein armes Kind geschlagen hätte: „Dieß, setzte sie hinzu, hat gewiß unser loser Caspar gethan; aber er wird es läugnen, wenn wir ihn darum zur Frage stellen.“ „Ich will ihm, antwortete der kluge Vater, durch Fragen keine Gelegenheit zum Lügen geben, und doch auf die Wahrheit kommen.“

Sie gingen darauf zum Nachtessen. Caspar war darunter ganz still und zahm; er aß wenig, und redete noch weniger: er sah die Aeltern, die ganz betrübt da saßen, selten, und nur mit verstohlenen Blicken an.

Die

Die Söhne gingen dann zu Bette. Sie schliefen jeder in einem besondern Bette, aber alle in einer Kammer.

Etwa eine halbe Stunde darnach, als sie schlafen gegangen, kam der Vater in die Kammer. Er machte mit Fleiß die Thüre rasch und laut auf. Caspar sprang gleich aus dem Bette heraus, und schrie voll Furcht: „Was ists? was gibts?" „Nichts, antwortete der Vater, ich habe nur sehen wollen, ob ihr schon schlafet." Die zwey andern Brüder schliefen schon ganz sanft und gut, und wurden erst durch Caspars Geschrey aufgeweckt. Der Vater ging wieder fort.

Des andern Tages nahm der Vater in Gegenwart der Mutter und der Kinder den Caspar vor sich, und sagte zu ihm: „Du hast gestern ein armes Kind geschlagen!" Caspar glaubte, es wäre alles aufgekommen, und fing an sich zu entschuldigen: „Ja, das Kind hat mich auch" — Der Vater ließ ihn nicht weiter reden. „Kind! sagte er, warum machest du mir und deiner Mutter so viel Verdruß und Kummer? Gestern hieß es: Einer von unsern Söhnen hätte ein armes Kind geschlagen: wir wußten es noch nicht, wer es aus euch gethan hätte. Da ich dich aber bey dem Essen

so

so traurig und furchtsam sah; und noch mehr: da du vor Unruhe nicht schlafen konntest, und dich dein böses Gewissen, sobald ich die Thüre öffnete, aus dem Bette trieb, konnte ich genug abnehmen, daß du der Schuldige wärest. Sieh, so elend macht sich der Mensch, der Böses thut. Du bist schon durch deine Angst und Unruhe gestraft worden: nun mußt du auch noch dem armen Kinde was Gutes thun, und so den Fehler ersetzen. Was willst du thun?"

Caspar erkannte seinen Fehler, und versprach alles zu thun, was der Vater befehlen würde.

* * *

Thu nie mein liebes Kind, was dich einst reuen kann.
Denke an das bittre Wort: Ach, hätt' ichs nicht gethan!
Dem zarten Veilchen gleich, das im Verborgenen blühet,
Sey immer fromm und gut, auch wenn dich niemand siehet.

XXIV.

XXIV.

Hast du Arbeit frisch daran;
Hurtigkeit liebt jedermann.

Diesen goldenen Denkspruch gab Herr Mildner beständig seinen lieben Christel, und dieser war auch so klug, diesen Denkspruch auszuüben. Er gewöhnte sich früh daran, erst alle Geschäfte zu besorgen, ehe er an das Spiel ging, oder sich ein ander Vergnügen machte. Hatten ihm seine Lehrer ein Rechenexempel, oder was zum Abschreiben gegeben, oder mußte er etwas auswendig lernen, so machte er erst das alles fertig, und dann ging er in sein Gärtchen, jätete und begoß seine Blumen. Auf solche Art machte er sich niemahls Verdruß. Wenn der Lehrer in der Schule herum fragte, wer seine Arbeit oder Aufgabe gemacht hätte, da war Christel immer der erste. Natürlich gewann er sich dadurch auch die Liebe seines Lehrers, und alle Leute hatten ihn gern, weil er überdem noch ein guter und wohlgesitteter Knabe war. Dabey genoß er immer das mehrste Vergnügen. Wenn er mit manchen seiner Freunde und Bekannten spielte, so konnte er immer am vergnügtesten

 seyn,

seyn, da jene oft in ihrer Freude gestört wurden, wenn sie bedachten, daß sie ihre Arbeit noch nicht verrichtet hatten. Christel war aber immer lustig.

Er wurde nun von seinem Vater in die Lehre gethan, um die Handlung zu erlernen. Da blieb er auch diesem Denkspruch getreu. Sein Lehrherr war mit ihm sehr zufrieden; daher erlaubte er ihm auch manches Vergnügen, das seine Kameraden nicht genießen konnten. Da waren sie auf ihm neidisch. „Ja, sagten einige, wenn wir die Gabe hätten, uns einzuschmeicheln, wie Monsieur Mildner, so würde uns auch manches erlaubt seyn.“ Das that ihm nun wehe. Daher sagte er einmahl zu ihnen: Seht, ich will euch sagen, wie ihr es eben so gut haben könnet, wie ich. Mein lieber Vater hat mich von Jugend angelehrt, alle Arbeiten, die ich zu thun habe, erst zu verrichten, ehe ich an das Spiel dächte. Und da folgte ich ihm. Darum habe ich mich denn so gewöhnt, daß ich alles, was mir mein Herr befiehlt, gleich thue, und dadurch habe ich mir seine Liebe erworben. Da antwortete ein Vernünftiger darauf. Mildner hat wirklich recht. Ich werde es auch so machen. Und in der Folge hatte er es eben so gut.

Da nun Christel ausgelernt hatte, so blieb er noch einige Jahre bey seinen Herrn. Um aber doch auch andre Städte und Länder zu besehen, und sich noch mehrere Kenntnisse zu sammeln, bath er dann um seinen Abschied. Diesen erhielt er auch, und sein Herr entließ ihn nicht ohne Thränen, und mit der Versprechung, ihn künftig, wo er könnte, zu unterstützen, wenn er sich ferner so brav halten würde.

Da sein Vater nicht reich war, und ihm also keine Handlung kaufen konnte, so mußte er sich bloß durch seine gute Aufführung und Arbeitsamkeit eine verdienen. Sein ehemahliger Lehrherr schrieb nun einmahl an ihn, er wolle sich in Ruhe setzen, und ihm seine Handlung übergeben. Er wüßte sie keinem Menschen besser anzuvertrauen, als ihm: denn, setzte er hinzu, er wäre immer seinem Denkspruch getreu geblieben. Es könnte ihm auch nicht fehlen, daß er bey seiner Ordnung und Geschäftigkeit ein glücklicher Mensch seyn würde.

Der junge Wildner kehrte darauf zu seinem Lehrherrn zurück, übernahm die Handlung, und heirathete dessen einzige Tochter. Er wurde allenthalben als ein redlicher und ordentlicher Mann bekannt, und jedermann both ihm sei-

nen Dienst an. Er lebt auch jetzt noch sehr glücklich und gewöhnt auch seine Kinder an diese goldene Regel, welche gewiß eben so brave und redliche Männer einst werden, wie er ist.

XXV.

Wer öfters lügt, dem glaubt man nicht, Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Joseph war ein gutes, aufrichtiges Kind; er gestand es alle Mahl offenherzig, wenn er einen Fehler begangen hatte. Seine Aeltern sagten aber auch oft: „Kinder! nur nicht lügen! wenn ihr auch gefehlt habt, so erkennet und gestehet es: mit dem Lügen macht ihr es nur schlimmer.“

Johannes, sein jüngerer Bruder, war ganz anders beschaffen: er redete oft die Unwahrheit, und besonders läugnete er sich öfters hinaus, wenn er einen Fehler begangen hat-

te;

te; oder er schob wohl gar die Schuld auf andere.

Einst früh sah die Mutter, daß ein Fenster gebrochen war. „Wer hat das Fenster zerbrochen?“ fragte sie. Ich nicht, sagte Joseph: Ich auch nicht, sagte Johannes: und so sagte ein jedes im Hause. „Du mußt es gethan haben, sprach die Mutter ganz unwillig zu Johannes; warte nur, du wirst deinen Lohn schon bekommen.“ Johannes fing an, sich aus allen Kräften zu entschuldigen, und weinte, weil er Schläge fürchtete.

Um Mittag kam der Vater nach Haus, und sagte beym Essen, ehe noch die Mutter ihre Klage angebracht hatte, man sollte künftig auf den Abend die Fenster fleißig zuschließen, weil heut Nacht der Wind ein Fenster zu- und eingeschlagen hätte.

„Sehet jetzt, rief Johannes aus, daß ich unschuldig bin!“ „Siehst du jetzt, antwortete die Mutter, was du von deinem Lügen hast! Ich habe deinem Bruder geglaubt, weil er auch sonst die Wahrheit redet, dir aber habe ich nicht geglaubt, weil du schon oft gelogen hast.“

Johannes besserte sich darauf; aber es ging doch lange her, bis man ihm alles, was er sagte, geglaubt hat.

XXVI.

Hoffart geht vor dem Fall; Schande folgt ihr überall.

Theobold, der Sohn eines ehrlichen Bauers, wurde bey einer Rekrutenlieferung mit unter die Soldaten genommen. Da ihn sein Schulmeister gut unterrichtet hatte, so hatte er Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt, und machte sich dadurch bey seinen Officieren so beliebt, daß er schon im andern Jahre seines Dienstes Korporal wurde.

Es wurde Krieg, und er zog mit zu Felde. Hier hielt er sich bey jeder Gelegenheit sehr gut; er richtete alles pünctlich aus, was ihm aufgetragen wurde. Und wenn es an ein Fechten ging, so wich er niemahls, sondern hielt aus bis auf den letzten Mann.

Deßwegen schätzte auch ihn der General sehr hoch, und erhob ihn immer höher, bis er am Ende gar Oberster wurde. Man las seinen Nah-

Nahmen oft in den Zeitungen, und so oft ihn der Pfarrer seines Geburtsort las, lief er zu seinen Brüdern und erzählte es ihnen. Und diese freueten sich darüber, daß sie einen so vornehmen Bruder hätten, redeten von ihm in allen Gesellschaften, und freueten sich auf nichts mehr, als auf den seligen Augenblick, da sie ihn wieder sehen würden und in ihre Arme schließen könnten.

Aber bey allen seinen guten Eigenschaften hatte der Oberste Theobold doch einen sehr häßlichen Fehler an sich; er war hochmüthig. Er glaubte, es sey niemand in der Welt so klug und tapfer, als er, redete von nichts als seinen Thaten, legte sich gemeiniglich mehr Ruhm bey, als ihm zukam, und schien es gar nicht zu bemerken, wenn andere Officiere sich auch gut gehalten hatten.

Einst kam der Oberste Theobold mit seinen Soldaten zwey Meilen von seinem Geburtsorte in das Quartier. Kaum hatten seine zwey Brüder Nachricht davon erhalten, so liefen sie nach dem Orte hin. Sie trafen ihn eben an, als er seine Soldaten exerciren wollte.

Bist du es, Bruder? fing der älteste von ihnen an; ach wie lange hab ich mich nach dir gesehnet! Gott sey gelobt, daß ich dich einmahl wie-

wieder sehe! sprang auf ihn los, und wollte ihn umarmen.

Aber der Oberste, der sich dadurch für sehr beleidigt hielte, daß ihn ein Mensch, der zwar auch ehrlich und verständig war, aber keinen Degen auf der Seite hatte, seinen Bruder nannte, sprang zornig zurück, und sagte: Kerl, bist du rasend? mich deinen Bruder zu nennen? Und da ihm der jüngere Bruder antwortete: Je, kennst du mich denn nicht mehr, Gottfried? weißt du nicht mehr, wie wir mit einander die Pferde gehüthet, und den Ball geschlagen haben? so wurde er wüthend, und drohete, daß er sie sogleich wolle arretiren lassen, wenn sie nicht augenblicklich fortgingen.

Da gingen die guten Brüder fort, und weinten vor Traurigkeit, daß sie Bruder Gottfried nicht mehr für seine Brüder erkennen wollte.

Und alle Soldaten, die das sahen, murreten darüber, und sprachen einander ins Ohr: Ist das nicht ein närrischer Mensch, der sich seiner armen Brüder schämt? Das sollte er ja für eine große Ehre halten, daß er sich aus so niedrigem Stande so hoch empor geschwungen hatte.

Weil

Weil er nun alle andere, eben so wie seine Brüder verachtete, so hatte ihn niemand mehr lieb, und jedermann wünschte, daß er vom Regiment möchte entfernt werden.

Einmahl hatte er den Auftrag bekommen mit 200 Mann eine Menge Wagen, die mit Korn beladen waren, und der Armee zugeführt wurden, zu vertheidigen. Es fiel aber ein Trupp der Feinde aus dem Walde heraus, vor dem sie vorbey zogen, schoßen viele von seinen Leuten todt, jagten die andern fort, und nahmen die Wagen weg.

Darüber wurde der General böse, und da alle seine Soldaten sagten, daß er Ursache daran sey, daß die Wagen verloren gegangen wären, so bekam er seinen Abschied.

Vielleicht hätte er unter andern Truppen Dienste bekommen können; weil aber gerade damahls der Friede war geschlossen worden, wollte man nirgends neue Officiere annehmen. Er hatte nun keine Einnahme mehr. Und wenn er nicht vor Hunger sterben oder betteln wollte, mußte er auf sein Dorf zurückgehen, und den Acker wieder bauen, wie er in der Jugend gethan hatte. Da spotteten ihn alle Bauern aus. Keiner suchte seine Freundschaft, und er suchte auch die ihrige nicht, weil er glaubte, es sey

für einen so vornehmen Herrn, wie er sich zu seyn dünkte, höchst unschicklich mit Bauern umzugehen. So lebte er ohne Freund.

Bey seinem Regimente wurde aber seit dieser Zeit das Sprichwort gewöhnlich: Hochmuth geht vor dem Falle.

XXVII.

Plaudern bringt dir keine Ehr'
Rede wenig, höre mehr.

Salome hatte von Jugend auf den bösen Fehler angenommen, daß sie alles, was sie hörte, wieder ausplauderte, und nichts verschweigen konnte, wenn es gleich was Böses betraf; ja von den Fehlern der andern redete sie am liebsten. Da gab es dann viel Verdruß und Feindseligkeit ab: manchen geschah unrecht; oft kam das Geschwätz weiter, und immer weiter. Da fragten viele, die beleidiget waren: Wer hat von mir dieses gesagt? und da hieß es: Salome! die plauderhafte Salome! So wurde sie eine wahre Plage im Haus, und andre scheuten sich mit ihr umzugehen. Oft schwieg alles,

alles, wenn sie zu den Leuten kam, und eins nach dem andern ging davon. Sie lernte daraus ihren Fehler erkennen, und wollte sich auch wirklich bessern: aber doch hat sie sich wieder gar oft vergessen, und geredet, wo sie hätte schweigen sollen.

Nun starb ihr Vater, und ihr älterer Bruder übernahm das Haus. Dieser gab seiner Schwester gleich in den ersten Tagen zu verstehen, daß er sie lieber aus dem Hause wünschte. Salome suchte also einen Dienst; aber sie bekam überall eine abschlägige Antwort, einige sagten ihr wohl gerade ins Gesicht: „Sie brauchten in ihrem Hause keine Händelmacherinn." — Sie ward endlich gezwungen, anders wohin zu ziehen, wo sie niemand kannte. Da wurde sie an einem einsamen Bauernhof als Viehmagd angestellt, wo sie im Stall tausendmahl ihre Schwätzhaftigkeit bereuete.

XXVIII.

Versprechen und halten,
Steht fein an Jung und Alten.

Ein ehrlicher Mann hält sein Wort, sagte neulich Meister Glaser zu seinem Schwager

ger Dietrich, als er ihn an sein Versprechen erinnerte, das dieser jenem gethan hatte, und nicht erfüllen wollte.

Ich kanns ja nicht halten, war die Antwort, es ist mir ja unmöglich. Ich hätte es freylich nicht versprechen sollen.

Dietrich hatte jenem 50 Gulden versprochen, die er von jemanden erwartete, aber nicht bekam, und hatte dabey den Fehler begangen, daß er selbige seinem Schwager ganz gewiß zugesagt hatte. Glaser wurde darüber verdrießlich, und war mit seinem Schwager deßwegen lange Zeit uneinig. „Wenn er das Geld nicht gehabt hätte, sagte er, so hätte er es mir nicht versprechen sollen. Ich habe mich darnach eingerichtet, und nun sitz ich da, und weiß nicht was ich anfangen soll.“

Meister Glaser hatte Recht. Es ist nichts verdrießlicher, als wenn uns Versprechungen gemacht und dann nicht erfüllt werden. Du darfst daher niemanden etwas ganz gewiß versprechen, was du nicht gewiß halten kannst. Der Schade ist für dich selbst sehr groß. Du verlierest dein Zutrauen bey andern, und in ähnlichen Fällen glaubt dann jeder von dir, du machst nur leere Versprechungen. Sein Wort halten ist eine nothwendige bürgerliche Tugend, die uns vielen

Ge-

Gewinn verschaffen kann, und selbst zum Character eines rechtschaffenen Mannes gehört.

Ungeachtet Biedermann nur ein gemeiner Bauer war, so galt er doch im ganzen Dorfe sehr viel, und alle hatten ihn gern zum Arbeiten. Das kam daher, was er versprach, das hielt er; allein er gebrauchte auch die Vorsicht dabey, daß er nie ein Versprechen that, das über seine Kräfte, oder über sein Vermögen gegangen wäre. Seinen Sohn Georg gewöhnte er auch daran, und führte ihm oft das Sprichwort zu Gemüthe: Versprechen und halten, steht fein an Jung und Alten. Georg folgte seinem Vater und befand sich bey der Ausübung desselbigen sehr wohl.

XXIX.

Wenn ich wollte, was ich sollte; Könnt ich alles, was ich wollte.

Bernhard, ein christlicher Vater, fragte seine Kinder alle Sonntage, was sie sich aus der Predigt gemerkt hätten. Ja er führte öfters dar-

darüber nützliche Gespräche und sagte den Kindern, wie dieß oder jenes zu verstehen und anzuwenden sey.

Einst, da alle Kinder, und auch die Mutter, die aber nicht in der Predigt gewesen, beysammen waren, fragte er sie, von den jüngsten an. Aber diese wußten nicht vieles zu erzählen; nur eines sagte: „Der Herr hat gesagt: Der Mensch kann alles, was er nur will.“ Du hast wohl unrecht verstanden, versetzte die Mutter. „Nicht ganz unrecht, antwortete Maria, die älteste Tochter, die alle Mahl fleißig auf das Wort Gottes merkte, und das meiste behalten konnte: die heutige Predigt, fuhr sie fort, ist eine der schönsten gewesen, die ich in meinem Leben gehört habe —“ und eine der nützlichsten und trostreichsten, sagte der Vater. Wiederhohle uns Maria! die Hauptsache: merket auf, Kinder! Sie fing an:

„Der Mensch, hat der Prediger gesagt, ist nach Gottes Ebenbild erschaffen: er kann, er soll Gott ähnlich werden. Im ersten Theile sagte er, daß Gott allmächtig ist, daß er alles kann, was er will: aber er will nur, was gut und recht ist. Auch der Mensch kann alles, was er will, wenn er will, was er soll: ein jeder kann das thun, was seine Schuldigkeit ist, denn sonst, wenns

wenns unmöglich wäre, so wäre es keine Pflicht oder Schuldigkeit mehr: auch kann ein jeder seine Fehler verbessern, wenn er nur ernstlich will. Wenn also die Menschen sagen: ich kann nicht thun, was Gott von mir fordert, oder: ich kann mich in diesem Stücke nicht bessern; so heißt es so viel, als: ich will nicht. Er führte dann verschiedene Beyspiele an, wie weit es einige Menschen durch ernstlichen Fleiß im Guten gebracht haben: wie sich einige nach und nach ganz gebessert, obwohl ihnen Anfangs alle Besserung unmöglich schien.

Im zweyten Theile hat er gesagt, daß Gott unendlich gut und heilig sey; alles, was er will und thut, ist gut und recht: man heißt deßwegen Gott das höchste und vollkommenste Gut. Der Mensch soll auch darin Gott ähnlich werden, daß er nur wolle und thue, was recht ist. Und dieser gute Wille, sagte er, dieses Verlangen und Bestreben nach dem Guten macht das höchste Gut, den einzigen wahren Werth des Menschen aus: alles übrige, was man sonst gut heißt, geht nur auf eigenen Nutzen oder Vortheil hinaus, ist nur zufälliger Weise oder oft nur in der Einbildung der Menschen gut. Ja, da hat er sich lang aufgehalten; ich kann nicht alles recht sagen; ich weiß aber schon, wie ers

ge-

gemeint hat. „Gut mein Kind! sagte der Vater, wenn du ihn recht verstanden hast. Merke dir besonders das Letzte, merkt es euch alle, meine Kinder: „Ein aufrichtiger, ernstlicher, guter Willen ist das einzige, das größte Gut, die höchste Ehre des Menschen.“

XXX.

Vor gethan, und nach bedacht, Hat manchen grosses Leid gebracht.

Nikolaus Miller, ein Knabe von 12 Jahren, war bey allen seinen Geschäften zu voreilig, und handelte oft ohne Ueberlegung. Nun ist es zwar gut, wenn man zuweilen sich nicht lange Zeit zum Besinnen nimmt, wenn die Noth erfordert, etwas zu thun, das keinen Aufschub leidet, aber wenn das nicht ist, so ist es besser, wenn man die Sache erst reiflich überlegt. Man ist dann im Stande, das was man zu thun hat, auf die beste und schicklichste Art zu thun, oder findet man, daß uns die Sache gar Schaden bringen kann, wer würde denn wohl so einfältig handeln, und sie

sie dennoch thun? Alles dieses wurde ihm von seinen Aeltern und Lehrern oft gesagt, aber er schlug alle Ermahnungen in den Wind. Er erkannte auch seinen Fehler, nur daß er sich nicht die Mühe gab, ihn abzulegen.

Einst kam ein Fremder zu seinem Vater geritten. Das Pferd wurde in den Stall geführt. Nikolaus wünschte ein wenig darauf zu reiten, weil er sich dabey ein groß Vergnügen dachte, wenn er recht galoppiren könnte. Ohne lang zu überlegen, ob er reiten könnte, oder ob das Pferd nicht zu wild wäre, zog er es, ohne Vorwissen seines Vaters, aus dem Stalle, setzte sich darauf, und ritt fort. Anfänglich ging das Ding herrlich. Da aber das Pferd merkte, daß der rechte Reiter nicht auf ihn saß, so that es einige Seitensprünge, und ehe es sich Nikolaus versahe, schleuderte ihn das Pferd eine ganze Strecke weg. Da lag der arme Nikolaus nun halb todt in seinem Blute, und das Pferd lief immer zum Thor hinaus. Die Leute sprangen herbey, um ihn wieder aufzuhelfen, aber es war kein Leben oder Odem mehr in ihm. Er wurde nach Hause getragen. Man kann sich leicht das Schrecken in dem väterlichen Hause vorstellen, da Nikolaus blutig und halb todt gebracht wurde.

Der Vater schickte sogleich nach einem geschickten Wundarzte, und der Fremde nach seinem Pferde, das aber weder zu hören, noch zu sehen war, denn es war gerade nach dem Orte zu gelaufen, wo der Fremde her war. Auch hier erschraken die Frau und Kinder außerordentlich, daß das Pferd ohne Mann kam, und man schickte allenthalben Bothen aus, um ihn zu suchen, weil man glaubte, daß er unglücklich gewesen wäre: aber endlich kam er selbst, und erzählte zum Schrecken und Warnung seiner Kinder die traurige Geschichte.

Mit Noth und Mühe brachte der Arzt durch seine Geschicklichkeit den Knaben wieder zurechte. Er hatte einen Arm und eine Ribbe zerbrochen. Nachdem er etliche Monathe die schmerzlichsten Qualen erduldet hatte, konnte er zwar wieder gehen, aber er wurde doch von dieser Zeit an ein gebrechlicher Mensch. Er erfuhr nun mit seinem eigenen Schaden, daß es nicht gut sey, erst eine Sache zu thun, und dann zu überlegen.

XXXI.

Befleiße dich stets der Reinlichkeit:
Rein sey Gesicht und Hand, rein Wäsch' und Kleid.

Ein sonst vermöglicher Mann hatte sieben Kinder, die recht zu bedauern waren, denn fast alle waren kränklich, oder doch von Angesicht bleich und mager, und keines wollte wachsen. Wenn sie in die Schule kamen, wollte kein anders Kind bey ihnen sitzen, weil sie einen unangenehmen Geruch von sich gaben, und sich beständig juckten. Man sah sie nie recht fröhlich und munter. Sie mußten auf Verordnung des Arztes bald dieß, bald das brauchen und einnehmen. Ihr Vater ging seinem Gewerbe nach, und überließ alle Sorge den zwey Dienstmägden, die aber noch sehr jung waren, andern Dingen nachgingen, und Kinder Kinder seyn ließen. Ihre Mutter war selbst fast beständig krank.

Nun geschah es, daß eins von den größern Kindern zum Sterben krank wurde. Man ließ den Pfarrer des Orts berufen. Dieser war noch nicht lange Seelsorger, und kam jetzt das erste Mahl in ihr Haus. Er sah sich

 bald

bald genug, wie es da zuging. Die Aeltern klagten ihm wehmüthig, daß sie mit ihren Kindern so unglücklich wären. „Liebe Leute, sagte der Pfarrer, mich nimmt es nicht Wunder, daß eure Kinder so elend sind. Es kann ja nicht anders seyn, da es in euerm Hause, (nehme mir es nicht übel) so unsauber und unreinlich zugeht, und eure Kinder ganz verwahrloset und voll Schmutzes sind: die Wäsche fault ihnen ja an dem Leibe; sie sind weder gekämmt, noch gewaschen; man sehe nur ihre Hände, ihre Kleider an!" Die Aeltern entschuldigten sich: der Vater, daß er unter Tages selten zu Hause wäre, und seinen Geschäften nachgehen müßte: die Mutter, daß sie selbst die meiste Zeit bettliegerig wäre; sie hätten deßwegen ihre Dienstmägde, daß sie der Kinder pflegen und warten sollten. „Dienstbothen, versetzte der Pfarrer, haben selten so viel Verstand, oder so viel Liebe zu den Kindern, daß man sich darauf verlassen kann. Die Kinder sollten selbst frühzeitig zur Reinlichkeit und Säuberlichkeit angehalten werden; denn auch die Aeltern können nicht beständig nachsehen." Er gab dann den Kindern einen schönen Unterricht, wie sie sich in allen Stücken sauber und reinlich halten sollten, und schickte ihnen hernach ein Büchlein ins

Haus,

Haus, in welchem dieß alles umständlich angezeigt war.

Die Kinder sahen bald besser aus, sie wurden in kurzer Zeit ganz frisch und munter, und brauchten künftig weder Arzt, noch Arzneymittel mehr.

Reinlichkeit erhält den Leib,
Ziert Kinder, Mann und Weib.

XXXII.

Gutschmecke
Macht Bettelsäcke.

Philipp, ein Messerschmid, hatte seine Profession so gut erlernt, als sie nur irgend einer erlernen kann. Er that es selbst dem Goldarbeiter gleich, und was er sah, wußte seine geschickte Hand nachzumachen. In der Jugend hatte er auf alles fleißig gemerkt, und wo er von irgend einem Künstler einen Vortheil absehen und erlernen konnte, da sparte er keine Mühe. Es fehlte ihm sogleich auch nicht an Arbeit und Verdienst. Da er alles gut machte, so ließ er sich auch theuer bezahlen. Und doch mußte er schon in seinen besten Jahren alles

mög-

mögliche Elend und Unglück erleben. Woher kam das? Er aß und trank gerne etwas Gutes. Da er immer gesund war, so konnte er auch immer so viel arbeiten, als zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nöthig war. Verdiente er des Tages einen Thaler, so verthat er ihn auch wieder.

Er heirathete, und sein Weib dachte eben so wie er. Aber mitunter schlichen sich auch manche Widerwärtigkeiten mit in das Haus ein, auf die er nicht vorher gesehen hatte. Da sie unangemeldet ankamen, so wußte er nicht, was er mit diesen ungebethenen Gästen machen sollte. Er borgte also, und was das schlimmste war, er bezahlte nicht wieder. Da er dem ungeachtet dadurch nicht klüger wurde, und seinen delicaten Gaum nicht bezähmen konnte, so fiel er immer tiefer. Seine Kunden konnte er nicht mehr so gut befördern, als vorher; da fiel auch sein Credit. Nun jammerte er über die Welt und über die Menschen, und war doch an allem seinem Unglücke selbst Schuld. Die Noth, die ihn drückte, verleitete ihn zu manchen unerlaubten Schritten. Das machte ihn gar verächtlich. Zuletzt mußte er das Mitleid anderer anflehen, wenn er nicht gar verhungern wollte.

Auf

Auf solche Art wurde aus dem geschicktesten und fleißigsten Arbeiter ein Bettler, welchen nichts anders dazu gebracht hatte, als seine Begierde, immer was Gutes zu essen und zu trinken. Zur Geschicklichkeit und zum Fleiß gehöret also auch Ordnung, Sparsamkeit und Beherrschung der Begierden, wenn es uns in dieser Welt wohl ergehen soll.

XXXIII.

Dein bestes Erbtheil ist,
Wenn du recht gut erzogen bist.

Es waren einst zwey Nachbarn, die beyde viele Kinder hatten. Einer davon, Melchior mit Nahmen, war sehr reich: er verließ sich auf sein Geld, und war wenig besorgt, daß seine Kinder gut unterrichtet und erzogen würden.

Simon, der andere, hatte ein geringes Vermögen, aber gute und wohl unterrichtete Kinder. Er pflegte oft zu seinen Kindern zu sagen: „Kinder! ihr sehet schon, ich kann euch nicht viel Geld hinterlassen: das meiste von meinem geringen Vermögen hab' ich darauf ver-

verwendet, euch gut zu erziehen, und was Nützliches lernen zu lassen. Seyd nur fromm und fleißig, dann wird euch der liebe Gott gewiß einst segnen."

Nach etlichen Jahren ist in das Haus des Melchior gewaltthätig eingebrochen, und fast alles Geld gestohlen worden. Das war ein Jammer und Klagen! — „Nachbar! ich habe — mit dir Mitleid, sagte Simon zu Melchior, und noch mehr mit deinen Kindern: ich bedaure es, daß ich ihnen nicht helfen kann: vielleicht können's einst meine Kinder."

Es stand nicht lange an, so brannte auch das Haus des Melchior von Grund aus ab. Nun war er sammt seinen Kindern ein Bettler.

Da nahm Simon aufs neue Gelegenheit seinen Kindern zu sagen: „Sehet, Kinder! daß man sich nie auf Geld und Gut verlassen soll. Nur was ihr gelernet habt, gehört euch: nur dieß allein könnet ihr durch kein Unglück verlieren." Seine Kinder beflissen sich noch mehr zu lernen. Nach dem Tode ihres Vaters konnten sie sich auch recht gut fortbringen, weil sie alle geschickt und fleißig waren; aber mit Melchiors Kindern kam es so weit, daß sie endlich bey den Kindern des Simons betteln mußten.

Dein

Dein bestes Erbtheil ist,
Wenn du recht gut erzogen bist.
Denn Geld und Gut kann bald ein Raub des
Unglücks seyn,
Nur was du kannst und weißt, gehöret all-
zeit dein.

XXXIV.

Gut, brav und ehrlich seyn, Stehet Alt und Jungen fein.

Die Ehrlichkeit ist gar eine schöne Tugend an den Menschen. Sie stehet grossen und kleinen gut an. Und auch den ärmsten Menschen schadet sie nichts, ja sie hilft ihm noch mehr. Ehrliche Leute werden allgemein geschätzet, und selbst der Betrieger kann dem ehrlichen Manne seine Hochachtung nicht versagen. Diese vortreffliche Tugend muß sich nun jeder Mensch eigen zu machen suchen, weil sie jeden beglückt. Liebes Kind! vergiß also nie diesen Denkspruch.

Und doch kannst du in deinem Leben oft in Versuchung kommen, dieser schönen Tugend un-

ge-

getreu zu werden. Tritt nun dieser Fall ein, so sey nur standhaft. Und gewöhnst du dich früh an diese Tugend, so wirst du auch gewiß alle Versuchungen überwinden. Höre einmahl folgende Geschichte von einem armen aber ehrlichen Kinde.

Ein Deutscher Fürst hielt sich auf seinen Reisen einige Zeit in Venedig auf. Er ging einmahl über den Marcusplatz, wo ihm ein Betteljunge um einen Denar, nach unserm Gelde etliche Pfennige, ansprach. Ich habe nichts einzelnes, sprach der Fürst. Ich will wechseln lassen, antwortete der Knabe. Dem Fürsten fiel das auf. Du willst doch sehen, dachte er bey sich, was er thun wird, und gab ihm einen Dukaten, um ihn zu verwechseln. Einige Zeit wartete der Fürst auf ihn, und glaubte schon von einem listigen Betteljunge hintergangen zu seyn, als er auf einmahl zu seinem Erstaunen wieder kam, und wirklich einzeln Geld brachte. So viel Ehrlichkeit hatte er sich von einem Betteljunge nicht vermuthet. Höre, lieber Junge, sprach der Fürst, es ist Schade um dich, daß du betteln gehst. Ich wollte dich wohl glücklich machen, wenn ich wüßte daß du gut thun, und mit mir reisen wolltest. O ja, erwiederte er,

ich

ich wäre wohl zufrieden, wenn es nur mein Vater thät, dem muß ichs sagen. Der Vater willigte gern ein. Der Fürst ließ den Knaben alles lernen, wozu er Lust und Neigung hatte: und was er lernte, lernte er recht. Auf diese Art wurde er ein angesehener und geehrter Mann, und niemand hätte geglaubt, wenn man es ihm gesagt hätte, daß er vorher betteln gegangen wäre.

XXXV.

Arbeitsamkeit bringt Ehr' und Brot: Müßiggang nur Schand' und Noth.

Martin war fleißig und arbeitsam: er mußte immer was zu thun haben, und mit was Nützlichen beschäftiget seyn. Er griff alles frisch an, und ließ nicht nach, bis es ganz und recht geschehen war. Er war dabey munter und fröhlich: und wenn er nach geschehener Arbeit ausruhte, so konnte er von Herzen lustig und aufgeräumt seyn. Auch war er bey allen Menschen beliebt.

Lorenz sein Bruder, war ein fauler Bärenhäuter. Weil er an der Arbeit keine Freude

de hatte; so that er bald dieß, bald was anders: alles nur halb, nichts mit anhaltendem Fleiß. Oft war er ganze Stunden lang müßig. Wie er bey der Arbeit war, so war er auch bey den Ergetzlichkeiten, ja sogar beym Essen: träg und faul. Er ging oft herum, wie der Schatten an der Wand.

Ihre Aeltern starben, und hinterließen ihnen ein schönes Erbtheil. Martin vermehrte durch Fleiß und Arbeitsamkeit von Jahr zu Jahr sein Vermögen. Lorenz, der faule Lorenz, wurde von Tag zu Tag ärmer, daß endlich sein Geld ganz ausging. Nun fing erst sein Elend recht an. Weil er an keine Arbeit gewohnt war, konnte er sich auch nichts verdienen. Er lag nun seinen Bruder auf den Hals. Dieser gab ihm zwar bisweilen, aber ganz sparsam; und er gab es ihm oft zu verstehen, daß er sich durch seine Faulheit, Noth und Elend zugezogen hätte.

XXXVI.

XXXVI.

Durch Possenspiele, Schaden sich gar viele.

Wenn ihr spielt, sagte Meister Liebmann zu seinen Kindern, so wählt nur solche Spiele, wodurch ihr euch und andern nicht schadet.

Kurz darauf vergnügte sich alles mit Schießen, und wider des Vaters Befehl hatte eben dieser Joachim mit seinem Bruder Wilhelm und andern Knaben Pulver gekauft, und waren damit vor das Thor gegangen. Sie wollten ein Feuerwerk abbrennen, machten Schwärmer, und streuten um selbige viel Pulver. Da das Pulver sich nicht gleich entzünden wollte, so blies Joachim den Schwamm, den er darauf gelegt hatte, stärker an, und ehe er sichs versah, ging es los, und er verbrannte sich das ganze Gesicht. Dabey wurden nun alle seine Kleider verdorben. Da sie nun nach Hause kamen, versteckten sie sich, aber Meister Liebmann hatte es schon gehört. Er schickte gleich nach einem Arzt, und dieser sorgte dafür, daß es weiter keinen Schaden hatte, als daß Joachim 14 Tage zu Hause bleiben mußte. Nicht wahr, ich habe es euch

erst

erst kürzlich gesagt, ihr sollt keine gefährliche Spiele wählen? Und doch habt ihr nicht gehört? Da nun meine guten Ermahnungen nicht geholfen haben, so sollst du, Wilhelm, morgen an der Freude, die ich euch und euren Geschwistern zu machen gedachte, keinen Antheil haben, und Joachim ist für seinen Leichtsinn und Ungehorsam bestraft genug.

Es ist also nicht hinlänglich, daß man weiß, wie man sich vor Schaden hüthen soll, man muß auch nach seinem Wissen thun, sonst hilft uns alle unsere Erkenntniß nichts.

XXXVII.

Wer oft nachgibt, ist gescheidt, Er erspart sich manches Leid.

Der Verfasser dieses Büchleins ging einmahl spatzieren, und kam an einen Berg, wo ein Fuhrmann hinauf und der andere herunter fuhr. Beyde fuhren auf einander hinein, als wenn es so seyn müßte. Das wird gut werden, dachte er, da wird es etwas zu zanken geben, und vielleicht gar zu Schlägerey kommen. Auf einmahl standen die Pferde an einander, und nun

er-

erhob sich folgendes Gespräch zwischen ihnen. Der eine mag Caspar, der andere Döffel heissen.

Caspar. Warum weichst du nicht aus?

Döffel. Je! warum weichst du denn nicht aus?

Caspar. Ich brauch es nicht.

Döffel. Ich auch nicht.

Caspar. Du siehst ja aber, daß ich gefahren komme.

Döffel. Das hast ja auch gesehn.

Caspar. Ich will dich bald kriegen, (indem er die Peitsche aufhob und ihm drohte): Ich frage dich, ob du ausweichen willst, oder nicht?

Döffel. Nein! das thue ich nicht.

Caspar. Nun so weiche ich aus. Hott o her!

Da fuhr er hin, und auf einmahl hatte der Streit ein Ende.

Der Verfasser erzählte dieß in einer Gesellschaft von Kindern, die recht herzlich über den drolligten Fuhrmann lachten, der sich so böse stellte, und am Ende doch nachgab. Welchen, fragte er, haltet ihr wohl für den klügsten? Je nu! war die Antwort, der nachgab. Merkt euch das hübsch, fuhr er fort. Es kann

euch

euch auch einmahl in der Welt begegnen, daß ihr unvermuthet in Verdruß oder Zank kommet. Da gebt lieber nach, als daß ihr auf eurem Kopf beharret, und euch nur alle mögliche Unannehmlichkeiten zuziehet.

„Soll man denn aber allzeit nachgeben? fragte Fritz."

Ja! so lange man kann. Wenn aber jemand von dir etwas verlangte, was wider die Tugend, wider die Rechtschaffenheit oder wider die guten Sitten liefe, dann mußt du in deinem Betragen standhaft seyn. In vielen Fällen kann man gar wohl nachgeben, ohne daß unsre Ehre und Rechtschaffenheit dadurch beleidiget wird. Wenn du älter bist, so kann es vielleicht einmahl treffen, daß du von einem unbesonnenen Jünglinge beleidiget wirst. Es wird dich zwar kränken, aber thue, als wenn du es nicht gehört hättest, oder, wenn er dich von neuem beleidigen sollte, gehe lieber aus der Gesellschaft weg. Jeder kluge und rechtschaffene Mann wird dich loben, und du wirst gewiß in jeder andern Verlegenheit von ihm beschützt werden.

Fritz hatte diese Anmerkung besonders nöthig, weil er aufbrausend und hitzig war, aber doch auch so vielen Verstand hatte, daß

er

er seinen Fehler einsah und ihn zu verbessern suchte. In der Folge befand er sich vielmahls in dem Falle, diese Regel auszuüben. Es hat ihm auch bis jetzt noch nicht gereuet sie ausgeübt zu haben, und er befindet sich sehr wohl dabey.

XXXVIII.

Kind! fürchte Gott, und hüthe dich vor Sünden; Gott sieht ins Herz, er weiß dich überall zu finden.

Sey stets ein gutes frommes Kind,
Daß ich mich deiner freue,
Und rede nichts, und thue nichts,
Was Malchen dich gereue!
So sprach die gütige Mama
Zu Malchen ihrem Kinde;
Und lehrte sie zugleich dabey,
Was uns gereut, sey Sünde.
Und das, was wirklich Sünde sey,
Das könne jeder wissen,
Die Stimme in uns sagt es laut,
Und diese heißt: Gewissen. —

Einst sah sich Malchen ganz allein
In ihrer Mutter Küche,
Und frische Krapflein düfteten
Die feinsten Wohlgerüche.
Nun kriegte Malchen Lust davon,
Weils niemand sah zu naschen;
Wie's viele Kinder machen, die
Gleich, was sie finden, haschen.
Schon will sie... doch die Stimme rief:
So darfst du nichts genießen,
Ihr heimlich zu; und Malchen folgt
Dem warnenden Gewissen;
Eilt reuig zur Mama, bekennt
Dort ihre Lust zur Sünde.
Wie gern verzieh das gute Weib
Dem lieben braven Kinde!
So wird dich, Malchen, sagte sie;
Stets das Gewissen lehren!
Und möchtest du doch lebenslang
Auf seine Stimme hören! —
Auch haltet ihr sie hoch in Werth,
Ihr alle lieben Kleinen!
Sonst müßt ihr, leider, meist zu spät,
Den Fehler sehr beweinen.

XXXIX.

XXXIX.

Nichts ist so fein gesponnen,
Es kommt einst an die Sonnen.

Christoph Funke, konnte kein Kind, welches vor seinem Hause vorbey ging, ungeneckt lassen. Bald spritzte er mit einer sogenannten Spritzbüchse nach den Kindern, bald warf er mit Steinen nach ihnen, bald schimpfte er sie, ja, wenn sie kleiner waren, als er, so schlug er sie wohl gar. Dadurch machte er sich denn bey allen guten Menschen verhaßt, und die ganze Nachbarschaft nannte ihn nur den tückischen Christoph.

Einmahl kam ein Betteljunge gelaufen, und hatte eine Semmel in der Hand, welche ihm ein Bäcker geschenkt hatte. Das sahe Christoph. Husch hohlte er sein Blaserohr, und schoß ihm die Semmel aus der Hand. Der arme Junge weinte, und er, er freute sich, als wenn er eine große That gethan hätte. Warte nur, sagte dieser, ich werde dich schon auch einmahl wo antreffen, wo du dafür büßen sollst. Da lachte ihn der schadenfrohe Christoph aus, ging freudig in die Stube zu seinen Aeltern, und

und stellte sich so fromm, als wenn er gar nichts Böses gethan hätte.

Unterdessen getraute er sich doch nicht allein auszugehen, denn er konnte nicht viel Gutes erwarten, da er sich allenthalben Feinde gemacht hatte. Nur in Gesellschaft seines Vaters ließ er sich sehen. Aber einmahl müßte er doch allein ausgehen. Er mußte für seinen Vater in einen Garten, der vor dem Thore lag, einen Handkorb voll Kirschen hohlen.

Da er kein gutes Gewissen hatte, so sah er sich beständig ängstlich um, jedoch begegnete ihm nichts widriges, und er kam glücklich zum Thor hinaus. Er ließ sich die Kirschen geben, und kehrte zurück, aber mit eben der Furcht, mit welcher er hinaus gegangen war.

Seine Furcht war auch gegründet; denn der nähmliche Betteljunge, den er die Semmel aus der Hand geschossen hatte, hatte ihn schon erblickt, und einstweilen andre seines Gelichters zusammen gerufen.

Christoph erblickte sie und riß aus, aber die Jungen immer hinterher. In der Angst gab er nicht Acht, was ihm in Weg lag, und fiel über einen großen Stein. Da lag der Bursch, und die Kirschen um ihn herum! Das war denn nun recht für die Betteljungen. Sie höhneten und

und spotteten ihn aus, ja, sie gaben ihn mit unter auch einen Stoß. Er weinte, er bath, er flehte, aber es half alles nichts. Jeder hatte seine Beschwerde anzubringen, und jeder glaubte sich an ihm rächen zu müssen. Unterdessen er sich mit den Jungen herumzankte und schlug, kamen andre, und machten sich über die Kirschen her, so, daß er nur wenig übrig behielt.

Nun kam er wieder nach Hause, aber mit leerem Korbe und rothen Augen. Er erzählte sein Unglück, bekam aber noch ein Paar Ohrfeigen dazu, mit der Erinnerung, künftighin andere Kinder hübsch ungehudelt zu lassen.

XL.

Leiden währt nicht immer, Ungeduld ist schlimmer.

Das kleine Friederickchen war krank. Es klagte und winselte außerordentlich, und doch wollte es von keiner Arzney etwas wissen. Kind, hub die Mutter an, wenn es dir besser werden soll, so mußt du da die Tropfen einnehmen. Wähle; du mußt dich hier im Bette

noch

noch länger quälen, und kannst wohl endlich gar sterben, oder du mußt einnehmen? Ach! antwortete es, ich mag nicht sterben, aber die Tropfen schmecken doch auch gar zu bitter, so bitter wie der Tod.

„Du bist ein einfältiges Kind. Du möchtest nicht gerne sterben, und auch nicht einnehmen. Unter zwey Uebeln mußt du eins erwählen, das größere oder das kleinere. Das Bischen Uebelschmecken vergeht bald wieder. Und dann wirst du bald gesund, und kannst wieder herumspringen."

Nu! so geben sie denn die Tropfen her, antwortete es. Es nahm fleißig ein, und wurde bald wieder hergestellt. Ach! da dankte es der Mutter für ihre gute Ermahnung und dem Arzt für seine gute Arzneyen. Es ertrug lieber das kleinere Uebel, um dem größeren zu entgehen.

Bald darauf wurde Anton, ihr größerer Sohn krank; da er fleißig einnahm, so war auch die Heftigkeit der Krankheit bald vorüber, nur daß selbe sich mit einem Ausschlag endigte. Der Arzt rieth ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, und vor Verkältung zu hüthen, und das Empfindliche des Ausschlages, wodurch die Krankheit ganz gehoben würde, geduldig zu ertra-

tragen, ohne es durch Kratzen und Reiben zu vermehren. Aber Anton folgte diesen guten Rath nicht; er erkältete sich, und kratzte sich allenthalben wund. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug durch die oftmahlige Erkältung der Ausschlag zurück, und Anton mußte unter großen Schmerzen sterben.

Einige Krankheiten sind bloß empfindlich und schmerzhaft, aber nicht gefährlich, sondern vielmehr heilsam. Und nur unter der Bedingung, sie geduldig zu ertragen, wird der Kranke völlig gesund.

XLI.

Willst die Gefahr nicht scheuen? Du wirst es bald bereuen.

Alle körperliche Uebungen, als Laufen, Ringen, Werfen und dergleichen, haben ihren Nutzen, wenn sie mit Vorsicht und Klugheit geschehen. Nur gibt es Kinder, die bey ihren Spielen oft unbedachtsam sind und leicht andern Schaden zufügen. Wenn ihr daher ja werfen wollt,

so

so muß das alle Mahl an einem Orte geschehen, den ihr ganz übersehen könnet. Man darf also nie dahin werfen, wo man immer ungewiß ist, ob man nicht jemanden Schaden zufügen kann. Z. B. wenn man in einen Garten werfen wollte, wo Leute seyn könnten, die man leicht treffen kann.

In einem bekannten Orte übten sich einige Knaben außer der Stadt in mancherley Spielen, die den Körper stärken. Unter andern warfen sie mit Steinen und Kugeln nach einem gewissen Ziele. Auf ihrem Spielplatze war eine Laube, wo ein fleißiger und guter Jüngling war, der in einem Buche las. Von ungefähr fiel ein großer Stein in die Laube hinein, und diesen gerade ins Gesicht, und zerschmetterte ihm das Nasenbein. Es wurde zwar wieder geheilt, aber in der Folge hatte er doch manche Unannehmlichkeiten davon, und man hörte es auch an der Sprache, daß seine Nase einen Schaden erlitten hatte.

So spielten auch kleine Kinder mit einander und warfen mit kleinen Steinchen auf einander. Eins davon wurde nun mit einer kleinen Scherbe ins Auge getroffen, so, daß es wirklich um das Auge kam. Und wenn auch unsere Nebenmenschen nicht immer ihr Leben einbüßen, so

so wird es doch keinem Menschen in der Welt lieb seyn, wenn er irgend an einem Gliede verletzt wird.

Aber auch oft ist der Wurf so gefährlich, daß der Getroffene sein Leben dabey einbüßt, und der Thäter muß dafür, und das mit Recht auf das empfindlichste leiden.

XLII.

Rühret, was verwunden kann, Nie als euer Spielwerk an.

Ludwig und Carl, zwey gute Söhne eben so guter Aeltern, vergnügten sich in ihrer Abwesenheit mit Spielen. Sie kamen über eine alte Kammer, wo der Vater, der ein Jäger war, verschiedene alte Gewehre hängen hatte. Ungeachtet er nun sehr strenge verbothen hatte, die seine Gewehre in die Hände zu nehmen, so glaubten sie doch nicht, daß dieses Verboth die alten Flinten und Pistolen angehe, die sie in der Kammer vorfanden. Sie nahmen daher 2 Pistolen von der Wand herunter, die ganz vom Roste gefressen waren, und machten es den Soldaten in ihren Uebungen nach. Ludwig, der

Aelteste zielte auf Carln, und dieser schrie ihm zu: Gib Feuer. Auf ein Mahl ging die Pistole los, und Carl lag in seinem Blute da. Ohnmächtig fiel Ludwig neben seinem Bruder hin. Auf den Schuß kamen die Leute im Hause herbey und fanden beyde todt. Die Aeltern, die sich in dem Orte befanden, hörten den Lärm und eilten nach Hause. Aber wie groß war ihr Schrecken nicht, als sie ihre geliebten Kinder todt und entseelt antrafen. Ludwig wurde bald wieder hergestellt.

Unglücklicher Sohn! rief ihm der Vater zu, was hast du gemacht? Ach! du hast mich um ein geliebtes Kind, und dich um einen zärtlichen Bruder gebracht. Ach Sohn! wie betrügst du mich!

Ludwig lag ohne Bewußtseyn auf dem Bette, und konnte nichts als die Hände ringen. Die Mutter war gar nicht zu trösten.

Ach! Vater! Ich ein Mörder? sprach er, als er sich ein wenig erhohlt hatte. Ach! ich mag nicht länger leben! Ich ein Brudermörder? Und von neuem überfiel ihn eine Ohnmacht. Denn er liebte seinen Bruder wie sein Leben.

Zwar heilte die Zeit bey allen ein wenig den Schmerz, aber nie ist Ludwig ganz frohen Geistes geworden.

Merkt es doch ja, ihr guten Kinder, daß ihr durchaus kein Gewehr in die Hände nehmen dürft, wenn es euch nicht von grössern und verständigen Leuten gegeben wird. Viel Unglück ist schon dadurch entstanden. Der Schade ist unheilbar, und die That kann nicht ungeschehen gemacht werden. Welch ein Schmerz muß das seyn, der Mörder eines Menschen, oder wohl gar eines geliebten Bruders oder einer lieben Schwester zu seyn.

XLIII.

Trinkt nicht in die Hitz hinein, Es kann euch höchst schädlich seyn.

Die Gesundheit, meine Kinder, muß euch mehr werth seyn, als alle eure Vergnügungen und Freuden; so nothwendig diese auch sind, unser Gemüth nicht nur immer in guter Laune und Heiterkeit zu erhalten, sondern auch die Säfte des Körpers und den Umlauf des Geblüts in

in demselben zu befördern, so schädlich können sie der Gesundheit, dem einzigen besten Eigenthume unsers Lebens, werden, wenn wir sie entweder zu unmäßig genießen, oder zu unvorsichtig dabey zu Werke gehen, oder endlich zu blind jede unsrer Begierden dabey zu erfüllen suchen. Zum Beyspiel, ihr hättet euch recht heiß getanzt; daß ihr vom Schweiße über und über benetzt wäret, und wolltet, weil euch das bequem fällt, gleich an ein offenes Fenster treten, euch abkühlen, oder ein kaltes Glas Wasser austrinken; so kann euch eine solche Unvorsichtigkeit, oder weil ihr die Unbequemlichkeit des Schweißes oder des Durstes nicht ein Viertelstündchen ertragen wollet, mit einem Mahle eine Auszehrung, eine Lungensucht und dergleichen, zuziehen, und eurem Leben in der Blüthe eurer Jahre ein Ende machen; wie folgendes Beyspiel lehret.

Albert war der einzige Sohn eines Vaters, der ein Kaufmann war. Sein Lehrer liebte ihn ungemein, denn er war der beste in seiner Schule, und wenn einer auf eine Frage nicht antworten konnte, so rief er nur ihn, und er wußte es gewiß. Seine gute Anlage und sein Fleiß im Lernen machte seinem Vater viele Freude, und so hoffte er auch aus ihm einen geschickten Kaufmann zu bilden. — Allein einst spielte

spielte er mit seinen Mitschülern auf der Wiese den Ball, wobey er sich so erhitzte, daß er vom Durst sehr geplagt wurde. Albert erinnerte sich nicht an die Lehren seines Lehrers, sprang unvorsichtig in einen Brunnen, der nicht weit von der Wiese stand, und trank nach Herzenslust. Aber von dieser Zeit an war es ihm nicht mehr so wohl, wie zuvor; er kränkelte beständig, und starb nach wenigen Monathen an der Lungensucht: er, der vorher so gesund war, fand in einem einzigen unvorsichtigen Trunk seinen Tod.

XLIV.

Naschen verderbet Blut und Magen,
Man wird euch bald zum Grabe tragen.

Naschen, meine Lieben! nenne ich überhaupt das dem Maul zu bringen, was nur dem Anschein hat, daß es genießbar sey. Dieses ist aus mehr als einem Grunde euch schädlich; erstens, weil ein Nascher nach allem langt, und alles verschlingt, was nur seinen Gaum reitzt, es mag süß oder sauer seyn, und sich dadurch seinen Magen nicht wenig zu Grund richtet; zwey-

zweytens, weil er, wenn ihm erst das Naschen zur Gewohnheit geworden, den Trieb seiner Gierigkeit nicht mehr widerstehen kann, und überall wegzwackt, wo er etwas Eßbares liegen sieht; und endlich drittens, weil einem die Begierde zu naschen nicht mehr sehen läßt, ob das, nach welchem er langet und nach dem Munde führet, auch gesund sey oder nicht. Diese üble Näscherey hat nicht nur die schädlichsten und verderblichsten Zufälle schon hier und da bey Kindern und auch Erwachsenen verursacht, sondern den Tod selbst veranlasset. Ich könnte euch verschiedene Beyspiele davon zur Probe anführen; davon ich nur eins auserwähle.

So mußten einst drey Studenten des Naschens wegen ihr Leben verlieren. Ihre Hausfrau hatte in einem offenen Schächtelchen Mäusegift auf dem Kasten stehen: einer davon hielt es für Zucker, und weil er eine Pomeranze aufgeschnitten hatte, so fand er ihn ganz gelegen, bestreute dieselbe so stark er konnte damit, und theilte jeden seiner Stubenkameraden davon mit. Allein, sie hatten ihre vermeinten Leckerbissen nicht eine halbe Stunde im Leibe, als sie verschiedene Ueblichkeiten, Bauchgrimmen und Magenwehe verspürten, auf welches bald ein heftiges Erbrechen folgte, das, weil sie sich selbst

nicht

nicht zu helfen wußten, und auch niemand zu Hause war, so lange anhielt, bis sie entkräftet dahin sanken, und in etliche Stunden nach einander ihren Geist aufgaben. Als die Hausfrau von ihren Verrichtungen nach Hause kam, war der eine schon wirklich verschieden, und die andern konnten ihr nur schwach erzählen, was vorgegangen war; da wußte die gute Hausfrau ihres Leids kein Ende, sie lief um Doctor und Bader; allein, ehe diese kamen, war wieder einer dahin, und den dritten trafen sie in einem Zustande, in welchen ihm nicht mehr zu helfen war.

XLV.

Gebt acht aufs Feuer, gebt acht aufs Licht,
So schadet Feuer und Licht euch nicht.

Dieser Spruch ist aus einem Nachtwächterliede, und enthält eine wichtige Warnung, ob sie gleich von einem Nachtwächter herkömmt.

Ihr höret ihn wohl selten, liebe Kinder! den Nachtwächter. Ihr schlafet schon sehr süße, wenn der arme im Schnee, und Wind, und

un-

unter andern lästigen Begebenheiten des Lebens, der Armuth, für euere Ruhe sorgt, und wacht, daß euch kein unvorsichtig behandeltes Feuer oder Licht schade. Man schätzt sie so wenig, diese Leute, man achtet sie nicht, man hält sie schlecht. Der Muthwille junger Leute erlaubt sich oft sie zu plagen, aber Kinder, liebe Kinder! hier wird weit gefehlt. Warum soll der Mann verächtlich seyn, der für meine Ruhe wacht, weil ich schlafe? Er würde eben so ruhig schlafen, wenn er nimmer rufen dürfte. Weil er aber darauf merken muß, daß er zur rechten Stunde seine Uhr ausruft, deßwegen wacht er, und wir können sichrer schlafen.

Jeden Mann, der harte Dienste machen muß, laßt euch ehrenwerth seyn, ihr Kinder! und zeiget ihm keine Verachtung, spielt ihm keinen Possen; denn das wäre unedel und würde eurem schönen, empfindsamen Herzen, welches euch der Schöpfer gab, keine Ehre machen. Es ist ja beklagenswerth, daß diese guten Leute um geringen Sold sich den Schlaf brechen, dem Ungewitter und manchen unangenehmen Begegnungen Preis geben müssen, während dem ihr euere Ruhe in eurer stillen Kammer genießen könnt. Es ist anständiger ihnen Gutes zu thun, wenn ihr einst im Stande seyd, als

als sie zu necken und — das soll ich gar nicht sagen — schlecht zu behandeln.

Ich will euch etwas von einem guten, braven rechtschaffenen Nachtwächter erzählen, der eine Familie von einem grosen Unglücke errettet hat.

Müde von den Arbeiten und Geschäften des Tages legte sich der Vater seiner Familie ins Bett, um ihm her in ihren Betten legten sich auch seine Kinder. Er hatte aber einen erwachsenen Sohn, der gewohnt war, später in die Nacht hinein ein Buch zu lesen, bis ihn der Schlaf zudringlicher einlud sich der Ruhe zu begeben. Oft sagten seine Aeltern: Ferdinand! du machst uns einmahl unglücklich, du wirst während dem Lesen in tiefen Schlaf hinfallen, das Licht wird hinabbrennen, und Schaden anrichten. — Fürchten sie nichts, antwortete er. Ich wähle gewiß Bücher, die mir keinen Schlaf machen. Und nun geschahs doch einmahl. Mit dem Buche in der Hand schlief Ferdinand ein. Ein Funke von der Kerze fiel auf dem Teppich, der über dem Tisch lag, und nahe an Ferdinands Bette stand, und jetzt war Feuer im Zimmer.

Der ehrliche Nachtwächter sah von der Gasse aus aufloderndes ungewöhnliches Licht, und klingelte an der Hausglocke. Gott! wie

erschrak die liebe Hausfrau, als sie von dem Schalle der Glocke geweckt, die Augen aufschlug, Feuer sah, und Rauch im Zimmer merkte. Eilfertig sprang sie aus dem Bette und wie der Schrecken schnell auf sie wirkte, so rief sie: Feuer! Feuer! und sah am ersten um ihr jüngstes Kind in der Wiege um. Dieß kann nicht entlaufen, dachte sie. Schon sprangen die Kinder in Hemden herum, als der müde Vater erst beym zweyten Feuerruf seiner Gemahlinn zu sich kam, und aus dem Bette stieg. Wer die Süßigkeit des Schlafes, den die Arbeitsamkeit herbey ruft, empfunden hat, der weiß es, wie langsam man aus dem ersten Schlafe hervorbricht, und wie wehe es thue, wenn man erst noch aufgeschreckt wird. Kaum sah er Licht im Zimmer, so warf er seinen ersten Blick auch schon auf das sich selbst zu helfen unmächtige Kind in der Wiege, und das zeigt von einem klugen Vaterherzen, das warm in ihm für seine Kinder schlug, als er auch noch nicht alle Kräfte seines Geistes gesammelt hatte. Mitten in der Gefahr lächelte er der guten Mutter seinen Beyfall zu, als er das schlafende Kind schon in ihren Armen sah. Beyde Aeltern geben hierin eine gute Lehre, denn bey Gefahren dieser Art muß man immer den Schwächern am ersten zu Hülfe

kom-

kommen. Wie bald würde der Rauch das kleine Kind erstickt, oder doch demselben geschadet haben. Was Beine zum Laufen hat, rettet sich leichter. Die Mutter übergab das Kind der Dienstmagd, welche auch in dem Augenblicke hereingetreten war, erwischte eine Kanne voll Wasser, und goß auf den Tisch; nun öffnete der gute Nachtwächter die Thüre und Ferdinand stand am Tische, über welchen das Feuer hoch aufloderte, und winkte unwillig über den gemachten Lärm dem Nachtwächter, daß nur der Teppich brenne. Er wollte ihm auch sein Eindringen verweisen. Wozu das Getöse? sprach er zum Nachtwächter, es brennt ja nur der Teppich ein Bißchen.

Feuer ist Feuer, antwortete dieser, und schon mit Wasser versehen übergoß er, ohne viele Umstände zu machen den brennenden Teppich, und Ferdinand, der der nächste am Feuer stand, löschte eilig die Brunst, öffnete die Fenster, daß sich der Rauch verziehen konnte. Der Nachtwächter ging und sprach: Jetzt schlaft gesund, liebe Leute, ich habe meine Schuldigkeit gethan.

Ferd. Der grobe Mann!

Nachtw. Gute Nacht junger Herr! gute Nacht. Pumps schloß er die Thüre hinter sich zu.

Die Sache ging so schnell für einander, daß die Aeltern kaum einige Stücke von Kleidern an sich brachten, als sie sich schon gerettet sahen. Vergebens rief der Vater den Nachtwächter zurück, er kehrte nicht um. — Du hast uns und den braven Mann schwer beleidigt, sprach jetzt der Vater. Du wirst morgen hingehen, und ihn bitten, daß er zum Essen herkommen möge.

Ferdinand erstaunte, als er dieß hörte, denn es war ihm zuwider; als ihm aber der Vater erklärte, von welcher Gefahr und Unglück sie der gute Mann errettet hat, willigte er darein, bath seinen Vater ihm dieß Verschulden zu vergeben, und ging auch gleich früh Morgens zum Nachtwächter, sich bey ihm für die erwiesene Wohlthat zu bedanken, ihn für dieselbe zu belohnen und zu Tische des Vaters einzuladen. Als dieß der Nachtwächter vernahm, bedankte er sich höflich dafür und wollte auch von keinem Geschenke nichts wissen, denn er sprach: ich bin schuldig zu retten, was zu retten ist, denn für die Wache, die ich thue, belohnt mich die Obrigkeit; für den kleinen Dienst, den ich euch erwiesen habe, ist genug euer Dank.

Als Ferdinand die Nachricht den Vater überbrachte, daß der gute Mann nicht zu Tische kom-

kommen, noch etwas von Geschenken hören wollte, so bestimmte er Mehl, Fleisch und Bier für ihn, welches gleich nach Tisch ihm hingetragen werden mußte. Dieses nahm er endlich an, und zum Dank wiederhohlte er das Lied, welches er bey der Nacht zu singen pflegt, weil es die Ueberbringer verlangten.

Merkt auf ihr Herrn und laßt euch sagen,
Der Hammer hat zehn Uhr geschlagen.
Gebt acht aufs Feuer, gebt acht aufs Licht,
Denkt nicht ein Funke schade nicht.
Ein Funke Feuer noch so klein,
Der äschert große Städte ein.
Hat zehn Uhr geschlagen.

Ende.

Beym Verleger dieses Werkchens ist auch zu haben:

Der Kinderfreund. Ein Lesebuch zum Gebrauche in Landschulen von Friedrich Eberhard von Rochow, Erbherrn auf Reckau ꝛc. ꝛc. Mit Genehmigung des Herrn Verfassers für katholische Landschulen eingerichtet. Von einem katholischen Pfarrer. 2 Theile. 8. Münster 1799. 24 kr.

Die zehn Gebothe des Herrn in sittlichen Erzählungen geschildert von dem Hofraths von Eckartshausen. Neueste Auflage. Mit einem Kupfer und zwölf Vignetten. 8. Augsburg 1799. 48 kr.

Die Schule der Erfahrung für alle denen Zufriedenheit, Leben und Gesundheit werth sind. Warnende Thatsachen zu Verhüthung alltäglicher Unglücksfälle. 8. Berlin 1799. 40 kr.

Der Menschenfreund in Todesgefahr. Eine Auswahl der allgemein bewährtesten, auf der Stelle anwendbaren Mittel, Scheintodte und andere in plötzliche Lebensgefahr gerathene

Men-

Menschen zu retten, und sich vor ansteckenden Krankheiten zu sichern. Zum Bedarf für alle Menschen und auch für Aerzte brauchbar. 8. 1799. Gefalzelt 7 kr.

Guter Rath an Mütter über die wichtigsten Puncte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren. Von Dr. Christ. Wilh. Hufeland, der Medicin ordentlicher Lehrer zu Jena. 8. Berlin 1799. 12 kr.

Anleitung klug und weise zu leben; oder: Lebensregeln. Gesammelt von Ph. E. Knigge. Neueste veränderte Auflage. 8. 1799. 20 kr.

Abloff (Joh. Fried.) Sitten und Historienbüchlein für Schulkinder. Neueste Auflage mit 8 Holzstichen. 8. 1800. 12 kr.

Feddersen (Jac. Friedr.) Das Leben Jesu für Kinder. Achte vermehrte und verbesserte Auflage mit einem Titelkupfer. 8. 1797. 12 kr.

— — detto Lehrreiche Erzählungen aus der biblischen Geschichte für Kinder. Sechste Auflage mit einem Titelkupfer. 8. 1797. 15 kr.

Kunitsch (Michael) Lehrer zu Bruck an der Muhr. Versuch sokratischer Gespräche über die Erzählungen in dem zweyten Theile des

Le-

Lesebuchs für die Landschulen der k. k. Staaten. 8. 1794. 40 kr.

Kunitsch (Mich.) 350 Sätze lehrreichen Inhalts zu Vorschriften und zum Dictiren. Zusammengetragen zum Behufe für öffentliche und Privatlehrer der Deutschen Jugend. 8. 1797. 17 kr.

— — Lehrreiche Geschichten und Erzählungen zur nützlichen Belehrung und angenehmen Unterhaltung für die Deutsche Jugend. Theils zusammengetragen theils verfaßt und zum Prüfungsgeschenke für die liebe Jugend gewidmet. 8. 1797. 10 kr.

— — Der practische Privatgeschäftsmann, welcher alle im bürgerlichen Leben vorkommende schriftliche Aufsätze zu verfassen lehret. Zum nützlichen Gebrauche für Privatleute, besonders für den Bürgerstand; für Künstler, Professionisten, Gewerbs- und Güterbesitzer, Landleute; auch für Landschullehrer, und für junge Leute aus benannten Ständen eingerichtet. 8. 1797. 45 kr.

— — Erzählungen und Gespräche über das Lesebuch oder Anleitung zur Rechtschaffenheit für Schüler der Deutschen Schulen in den Städten und Märkten der k. k. Deutschen Staaten. Zum gemeinnützigen Gebrauche für Lehrer, Aeltern, und Erzieher. 8. 1796. 20 kr.

